



BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
UND KULTUR WESTEUROPAS

BAND 2 ♦ 2022

Mark Hengerer und Daniel Mollenhauer (Hg.)

OLMS

Beiträge zur Geschichte und Kultur Westeuropas
Band 2

Beiträge zur Geschichte und Kultur Westeuropas

Herausgegeben von
Prof. Dr. Mark Hengerer und Dr. Daniel Mollenhauer
Ludwig-Maximilians-Universität München

Zusendungen sind bitte zu richten an die Herausgeber:
Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München,
Abt. Frühe Neuzeit, Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 München

Eine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte
wird nicht übernommen.

Open Publishing LMU

Mit Open Publishing LMU unterstützt die Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der LMU dabei, ihre Forschungsergebnisse parallel gedruckt und digital zu veröffentlichen.

Beiträge zur Geschichte und Kultur Westeuropas Band 2

Herausgegeben von Mark Hengerer und Daniel Mollenhauer



OLMS



Universitätsbibliothek
Ludwig-Maximilians-Universität München

Eine Publikation in Zusammenarbeit zwischen dem
Georg Olms Verlag und der Universitätsbibliothek
der LMU München.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons
Namensnennung-Keine Bearbeitungen 4.0 International CC BY-ND
(<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode>).

Abbildungen unterliegen ggf. eigenen Lizenzen, die jeweils
angegeben und gesondert zu berücksichtigen sind.

Die Aufsätze und die Übersetzung wurden im Doppelblind-
gutachten-Verfahren (double-blind-review) begutachtet.

Gestaltung: Ditta Ahmadi

Redaktionelle Bearbeitung: Mark Hengerer, Daniel Mollenhauer

Umschlagabbildung: Charles Le Brun, Salon des Muses,
Detail, Château de Vaux-le-Vicomte

Genehmigung: Hortense Alland, Château de Vaux-le-Vicomte

© Christian Gluckman

Umschlaggestaltung: Lies Friedrich, München

Georg Olms Verlag AG

Hagendorwall 7, 31134 Hildesheim, <http://www.olms.de>

Erstveröffentlichung 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>

Open-Access-Version dieser Publikation verfügbar unter:

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-epub-84287-4>

<https://doi.org/10.5282/ubm/epub.84287>

ISBN 978-3-487-16099-3

ISSN 2449-8395

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber	1
-------------------------------	---

Aufsätze	3
-----------------------	---

Kilian Harrer

Kontingenz und Konvergenz

Heinrich von Valois als Kandidat für den polnisch-litauischen Thron	5
1. Die Bartholomäusnacht und ihre Mythen	11
2. Themenverschiebungen: Konfession, Tyrannei, Grausamkeit.....	15
3. Ehre und Niedertracht: Ein Spiel mit nationalen Stereotypen.....	22
Fazit	30

Torsten Fried

Münzen für Christian I. Louis von Mecklenburg aus Paris

Zur Repräsentation einer Beziehungsgeschichte mit Ludwig XIV.....	33
1. Christian I. Louis und Louis XIV.....	34
2. Die Frankreichbindung in der fürstlichen Repräsentation.....	37
3. Mecklenburgische Münzprägung in Paris.....	42
Fazit	48

Theresa Sepp

Menschen im Hafен

Eine Sozialstrukturanalyse der <i>Ports de France</i> von Joseph Vernet	55
1. Die Funktion der Reihe <i>Ports de France</i>	56
2. Wer ist dargestellt?.....	58
3. Vorgehen.....	59
4. Auswertung.....	62
Fazit	81

Inhaltsverzeichnis

Julian zur Lage

„If Robertson be wrong, we are fully content to be wrong with him“

Der Dispute of the New World in britischen Rezensionenjournalen, 1787/88 87

I. Amerika rezensieren. Die Beiträge in den *Reviews*..... 92

II. Die Neuauflage von Robertsons *History of America* 103

III. Zwei Jahre und darüber hinaus: Ausblick und Fazit..... 110

Fontes 113

Cordula Bauer

Das Jahrhundert Ludwigs des Großen von

Charles Perrault (1687)..... 115

Neue Literatur 141

Nadia Matringe

Italian enterprise, the Lyon market and Europe in

the 16th century 143

Vorwort der Herausgeber

Mit dem zweiten Band der Schriftenreihe *Geschichte und Kultur Westeuropas* legen wir eine Art Florilegium vor: Themen der Aufsätze sind Henri von Valois in Polen, Christian Louis von Mecklenburg in Frankreich, Gesellschaftsbilder im Hafengemälde, Texte über die Neue in der Alten Welt. Es kommt, nun in deutscher Sprache, das Gedicht hinzu, das den *Streit der Antikenverehrer und der Modernen* anstieß, und schließlich ein Einblick in eine französisch-italienische finanz- und bankgeschichtliche Studie. Es handelt sich in diesem Heft also um frühneuzeitliche, überwiegend beziehungs- und durchweg mediengeschichtlich relevante Themen bzw. Ansätze, die Übersetzung eines sehr wichtigen und einflussreichen Textes sowie eine Zusammenfassung eines Buches, das man ob des raschen Fluges der Zeit noch neu nennen darf.

Dass dieses Heft frühneuzeitlich ausgerichtet ist, ist den ersten Anfängen der Entstehung der Schriftenreihe geschuldet, nicht programmatisch: Wir hoffen auf den Eingang von Manuskripten auch zu anderen Epochen und laden zur Einreichung herzlich ein. Programmatisch indes ist der Umstand, dass die Texte durchweg so gearbeitet sind, dass sie auch jenen zugänglich sind, die nicht Französisch lesen: die Schriftenreihe möchte insofern Brücken bauen.

Danken möchten wir an erster Stelle denjenigen, welche die Aufsätze und auch die Übersetzung im peer-review-Verfahren begutachtet haben. Das Historische Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München hat die Publikation dankenswerterweise großzügig finanziell gefördert. Große und geduldige Unterstützung erfuhren wir vom sehr hilfsbereiten Team des Referates für Elektronisches Publizieren der Universitätsbibliothek München, Herrn Volker Schallehn, Frau Andrea Dorner und Frau Annerose Wahl. Isabella Schübel las den Band vor der Erstellung der Fahren Korrektur, wofür wir ihr sehr dankbar sind.

München, im September 2021
Mark Hengerer und Daniel Mollenhauer

Aufsätze

Kilian Harrer

Kontingenz und Konvergenz

Heinrich von Valois als Kandidat für den polnisch-litauischen Thron

Der polnisch-litauische Staat, die Rzeczpospolita, befand sich Ende 1572 in einer akuten Verfassungskrise – dessen waren sich der Bischof von Kujawien, Stanisław Karnkowski, und der Woiwode von San-domierz, Piotr Zborowski, genau bewusst.¹ Karnkowski und Zborowski gedachten die Situation nach dem Ableben des letzten Jagiellonen, Sigismund II. August, auszunutzen, um eine ganze Reihe von Weichen für die Zukunft in ihrem Sinne zu stellen. Beide gehörten 1573 zu den prominentesten Unterstützern Heinrichs von Valois, der als Heinrich III. von Frankreich in die Geschichte eingegangen ist, dessen erste Krone aber die polnische war.² Im Herbst 1572 liebäugelte Karnkowski allerdings noch mit einer moskowitzischen Thronkandidatur³ und es kam zum Streit mit Zborowski, dokumentiert durch drei in sehr vorwurfsvollem Ton gehaltene Briefe.⁴ Kurz vor Weihnachten 1572 wollte der Bischof das Zerwürfnis schließlich überwinden und stimmte dafür in einem vierten Brief versöhnliche Töne an: „Fehler in der Republik (*Errores in Republica*) muss es geben, denn nicht jeder

1 Mein besonderer Dank geht an Susanne Friedrich, Mark Hengerer, Lee Palmer Wandel und Hannes Ziegler, die mir in zahlreichen Gesprächen wertvolle Denkanstöße gegeben haben. Ebenfalls möchte ich allen danken, die eine frühere Version dieses Aufsatzes im Frühneuezeit-Oberseminar der LMU München unter der Leitung von Arndt Brendecke mit mir diskutiert haben.

2 Zu Zborowski als frühem und beständigem Befürworter des französischen Kandidaten, vgl. Maciej Serwański, *Henryk III Walezy w Polsce. Stosunki polsko-francuskie w latach 1566–1576*, Kraków 1976, S. 30, 42. Zu Karnkowski, vgl. Emmanuel de Noailles, *Henri de Valois et la Pologne en 1572*, Paris 1867, Bd. 2, S. 82f.

3 Igor Kąkolewski, *Melancholia władzy. Problem tyranii w europejskiej kulturze politycznej XVI stulecia*, Warszawa 2007, S. 264.

4 Die drei Briefe sind ediert bei Noailles, *Henri de Valois et la Pologne en 1572*, Paris 1867, Bd. 3, S. 144–151.

kann zukünftige Ereignisse durchschauen, und wenn der Mensch von diesen wüsste, würde er viele Dinge nicht tun.“⁵

Es lohnt sich, diese Worte Karnkowskis aufzugreifen und in einer Forschungsfrage zu reformulieren: Wie funktioniert politisches Handeln während einer Verfassungskrise unter der Bedingung unvollkommenen Wissens um den Gang, den die Dinge in der Zukunft nehmen werden? Damit ist zwar zunächst nur eine allgemeinemenschliche Schwierigkeit skizziert, doch im Interregnum nach dem Tod Sigismunds II. August am 7. Juli 1572 trat ebendiese Schwierigkeit mit besonderer Schärfe hervor. Denn nun wurde es notwendig, die Rzeczpospolita ein Stück weit neu zu erfinden. Zwar war in Polen schon mit den Privilegien von Jedlnia (1430) und Krakau (1434) die Entscheidung für ein Wahlkönigtum gefallen, aber dennoch folgte über anderthalb Jahrhunderte hinweg stets ein Jagiellone dem anderen auf den Thron.⁶ Zudem war ausgerechnet Sigismund II. als einziger Jagiellone *vivente rege* gewählt und gekrönt worden, sodass das letzte Interregnum bei seinem Tod ganze 65 Jahre zurücklag. In der polnischen Historiographie bezeichnet man die königslose Zeit von Juli 1572 bis Februar 1574, also bis zur Krönung Heinrichs von Valois in Krakau, schlicht als „erstes Interregnum“ (*pierwsze bezkrólewie*).⁷ In der Tat war es das erste, das Polen-Litauen nach der Union von Lublin (1569) als real geeintes politisches Gebilde betraf.

Doch der Terminus „erstes Interregnum“ besticht auch dadurch, dass er widerspiegelt, wie die Situation nach dem Tod Sigismunds II. zeitgenössisch wahrgenommen wurde: als präzedenzlos.⁸ Denn

5 „*Errores in Republica* bydźci muszą, bo nie każdy *futuros eventus* przeyrzeć może, które kiedyby czł[owi]ek wiedział, wieleby rzeczy nie czynił.“ *Responsum episcopi cuiaviae ad suprascriptas literas palatini sandomiriensis* [20. Dezember 1572], in: Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 3, S. 152f.

6 Vgl. Jan Dziegielewski, *Wstęp*, in: Ders. und Jolanta Niklewska (Hg.): *Pupilla libertatis. Wolne elekcje królów polskich, 1573–1764*: wystawa w Muzeum Woli, styczeń-maj 2009, Warszawa 2009, S. 5–14.

7 Vgl. z.B. Jan Czubek, *Pisma polityczne z czasów pierwszego bezkrólewia*, Kraków 1906; Stanisław Płaza, *Próby reform ustrojowych w czasie pierwszego bezkrólewia (1572–1574)*, Kraków 1969.

8 Besonders eindringlich herausgearbeitet wurde die grassierende Unsicherheit des Interregnums bereits von Stefan Gruszecki, *Walka o władzę w Rzeczypospolitej Polskiej po wygaśnięciu dynastii Jagiellonów (1572–1573)*, Warszawa 1969, v.a. S. 11–16.

zunächst war nicht nur völlig unklar, wer aus der nächsten Königswahl als Sieger hervorgehen würde, sondern auch wann, wo und wie diese Wahl stattfinden sollte. Daraus ergibt sich die Annahme, dass sich das Verständnis der diplomatischen und publizistischen Wahlwerbung, aber auch des Wahlergebnisses selbst schärfen lässt, wenn man jenen Faktor der intensiven Kontingenzerfahrung ernst nimmt. Die folgenden Analysen konzentrieren sich auf die letztlich erfolgreiche französische Kandidatur, gegen die nicht nur die Moskowiter, sondern auch die österreichischen Habsburger und einige andere Anwärter unterlagen.

Vor allem möchte ich zeigen, dass es sich bei der französischen Kampagne im Vorfeld der Wahl um einen gezielten und besonders geschickten Versuch des Auf- und Abbaus von Kontingenz handelte. Die französischen Botschafter und ihre lokalen Kontakteleute bemühten sich, das Ausmaß der Massaker in der Pariser Bartholomäusnacht (24. August 1572) ebenso herunterzuspielen wie Heinrichs persönliche Verwicklung in sie. Aber das Hauptkunststück bestand darin, den öffentlichen Diskurs über die Massaker in bestimmten Bahnen zu halten und ein Narrativ plausibel zu machen, das Ungewissheit durch Garantien zu ersetzen schien: Nicht um das Verhältnis der Konfessionen oder um die (Ohn-)Macht der französischen Monarchie sollte es gehen, sondern um die persönliche Integrität, Verlässlichkeit und Ritterlichkeit Heinrichs. Darüber hinaus behaupteten der französische Botschafter Jean de Monluc, Bischof von Valence und *conseiller du roi*, und sein wichtigster publizistischer Verbündeter, Jan Dymitr Solikowski,⁹ einen Gleichklang der nationalen Freiheiten und Charaktereigenschaften, vor allem mit Blick auf den Adel: seine Privilegien, seine Ehre und seine Verankerung in historischer Kontinuität. Eine polnisch-litauisch-französische Urbrüderschaft sollte die Pass-

⁹ Zur gewichtigen Rolle Solikowskis in den Polemiken des ersten Interregnums und seiner engen Zusammenarbeit sowohl mit der französischen Gesandtschaft als auch mit Karnkowski siehe Edmund Kotarski, *Publicystyka Jana Dymitra Solikowskiego*, Toruń 1970, v.a. S. 23f. u. 128f. Zu Solikowskis Karriere insgesamt vgl. auch Ders. und Bolesław Kumor, *Solikowski Jan Dymitr (1539–1603)*, in: Polska Akademia Nauk (Hg.), *Polski Słownik Biograficzny*. Bd. 40, Kraków 2000–2001, S. 282–289.

fähigkeit Heinrichs als Thronkandidat garantieren. Im Medium des humanistischen Nationendiskurses gelang es so insbesondere Monluc, Kontingenz in Konvergenz zu verwandeln.

Man kann nicht behaupten, sich mit diesen Thesen in einem schlecht erschlossenen Forschungsfeld zu bewegen. Das Jahr 1573 gilt gerade in der polnischen Historiographie zurecht als ein Wendepunkt und hat entsprechend viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen.¹⁰ Angesichts der zahlreichen komplexen Interpretationen, die allein in den letzten 50 Jahren vorgebracht wurden, kann und soll eine radikale Neubewertung von Heinrichs Wahlerfolg hier nicht das Ziel sein.¹¹ Sehr wohl aber soll hier systematischer als in der bisherigen

10 Neben Serwański, *Henryk III Walezy w Polsce*, Gruszecki, *Walka o władzę* und Piąza, *Próby reform*, vgl. v.a. Jan Dziegielewski, *Sejmy elekcyjne, elektorzy, elekcje 1573–1674*, Pułtusk 2003; Ewa Dubas-Urwanowicz, *Koronne zjazdy szlacheckie w dwóch pierwszych bezkrólewskich po śmierci Zygmunta Augusta*, Białystok 1998; Janusz T. Maciuszko, *Konfederacja Warszawska 1573 roku. Geneza, pierwsze lata obowiązywania*, Warszawa 1984. Detailreich zur verfassungsgeschichtlichen Entwicklung jüngst auch Dariusz Makiła, *Dla króla i Rzeczypospolitej. Articuli henriciani z 1573 roku*, in: Ewa Dubas-Urwanowicz (Hg.), *Wobec króla i Rzeczypospolitej. Magnateria w XVI–XVIII wieku*, Kraków 2012, S. 97–122. Ein origineller deutschsprachiger Beitrag zum Phänomen der königslosen Zeit kommt von Maria Rhode, *Ein Königreich ohne König. Der kleinpolnische Adel in sieben Interregna*, Wiesbaden 1997, v.a. S. 21–85 mit überzeugenden Argumenten für die langfristig wegweisende Bedeutung des ersten Interregnums. Als geradezu fatal für das Schicksal der Rzeczpospolita erscheinen die Weichenstellungen von 1573 bei Jerzy Lukowski, *The Szlachta and the Monarchy. Reflections on the Struggle inter maiestatem et libertatem*, in: Richard Butterwick (Hg.), *The Polish-Lithuanian Monarchy in European Context c. 1500–1795*, Basingstoke/New York 2001, S. 132–149, v.a. S. 138. Eine prägnante Zusammenfassung auf Deutsch bietet Anna Filipczak-Kocur, *Heinrich von Valois. Der polnische König (1573–1574)*, in: Heinz Duchhardt (Hg.), *Der Herrscher in der Doppelpflicht. Europäische Fürsten und ihre beiden Throne*, Mainz 1997, S. 53–76 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Mainz). Einen aktuellen und ebenso konzisen wie klaren Überblick über die Ereignisse des ersten Interregnums gibt auch Urszula Augustyniak, *Historia Polski. 1572–1795*, Warszawa 2008, S. 623–630. Zur habsburgischen Konkurrenz schließlich siehe Almut Bues, *Die habsburgische Kandidatur für den polnischen Thron während des Ersten Interregnums in Polen 1572/73*, Wien 1984.

11 Zumal informelle Abmachungen und Geschenke oder Bestechungsversuche in diesem Aufsatz außen vor bleiben. Letztere Beschränkung lässt sich immerhin mit dem Hinweis rechtfertigen, dass es bei der Wahl von 1573 eben nicht nur darum ging, einige Schlüsselfiguren aus dem polnischen und litauischen Hochadel auf die eigene Seite zu ziehen: Vor allem Jan Dziegielewski und Maria Rhode haben zuletzt bekräftigt, dass die Szlachta, der breite Adel, der aufgrund des Prinzips *virutum* direkt an der Königswahl teilnehmen konnte, kein Wachs in den Händen einer „Magnatenoligarchie“ war, jedenfalls nicht im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert. Dziegielewski, *Sejmy elekcyjne*, v.a. S. 21, 35–39. Maria Rhode, *Wahlkönigtum*

Forschung versucht werden, die Offenheit der historischen Konstellation ernstzunehmen, die diesen Wahlerfolg möglich machte. Mit einer solchen Herangehensweise entzieht man sich der Versuchung, die Wahl im Lichte späterer Entwicklungen als einen politischen Unfall, als eine rasch korrigierte Anomalie des Geschichtsverlaufs abzutun.

Diese Versuchung war immer schon groß, seit Heinrich im Juni 1574 sein erstes Königreich fluchtartig und auf Nimmerwiederssehen zurückließ, um in Frankreich seinem soeben verstorbenen Bruder Karl IX. nachzufolgen. Die Enttäuschung hinterließ tiefe Spuren im Frankreichbild der frühneuzeitlichen Szlachta: Viele ihrer Wortführer kommentierten seit dem späten 16. Jahrhundert die Wahl Heinrichs mit Unverständnis und beschrieben sie als einen besonders groben *error in Republica*, um die eingangs zitierte Formulierung Karnkowskis nochmals zu bemühen.¹² Doch auch in der modernen Forschung hat die Wahlentscheidung zugunsten des französischen Prinzen noch vielfach für Stirnrünzeln gesorgt.¹³ Die historischen Konjunkturen Frankreichs und Polen-Litauens strebten – zumindest aus heutiger Sicht – im 16. Jahrhundert in mehrerlei Hinsicht dramatisch auseinander. Hier, am Hof der letzten Valois-Könige, eine bereits gereifte Theorie und Ambition der souveränen, absoluten Monarchie; dort das Ideal einer *monarchia mixta*, in der die ständische Freiheit (*wolność*) des Adels bis ins späte 18. Jahrhundert politisch dominant bleiben

und Ständepolitik. *Adelsdemokratie oder Magnatenoligarchie?*, in: Hans-Jürgen Bömelburg (Hg.), *Polen in der europäischen Geschichte*. Bd. 2: *Der ständische Unionsstaat der frühen Neuzeit*, Stuttgart 2017, S. 205–217.

¹² Vgl. Zbigniew Kiereś, *Szlachta i magnateria Rzeczypospolitej wobec Francji w latach 1573–1660*, Wrocław u.a. 1985.

¹³ Vgl. z.B. die einflussreiche Habilitationsschrift von Gottfried Schramm, *Der polnische Adel und die Reformation 1548–1607*, Wiesbaden 1965, v.a. S. 252–271; von Schramm auch eine Rezension zu Serwański, *Henryk III Walezy w Polsce*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 26 (1978), S. 610–613, in der Schramm, über Serwańskis Schlussfolgerungen bewusst hinausgehend, der protestantischen Szlachta unterstellt, sie habe durch ihre Zustimmung bei der Königswahl 1573 „in krasser Verblendung den Bock zum Gärtner“ gemacht (S. 611). Zuletzt als „bizarre Allianz“ („fantasmagoryczny alians“) wurde die Wahl Heinrichs eingestuft von Ewa Kociszewska, *Elekcja Henryka Walezego a polsko-francuskie relacje artystyczne i intelektualne*, in: Andrzej Pieńkos und Agnieszka Rosales Rodriguez (Hg.), *Francusko-polskie relacje artystyczne w epoce nowożytnej*, Warszawa 2010, S. 13–21, Zitat S. 13.

würde.¹⁴ Hier die Tragödien der Religionskriege mit der Bartholomäusnacht als blutigem Tiefpunkt; dort hingegen ein „Staat ohne Scheiterhaufen“¹⁵ und der Schwur auf den Religionsfrieden in der Warschauer Konföderation vom Januar 1573.¹⁶ Die Orientierung an den historiographisch am meisten beachteten Konjunkturen macht es schwerer, nicht leichter, das Wahlergebnis von 1573 zu verstehen.

Es gilt daher erstens, weniger die Konjunktur als vielmehr die Situation im Vorfeld der Wahl möglichst scharf zu erfassen. Komplementär dazu bedarf es zweitens eines ideen- und kulturgeschichtlichen Blicks, um nachzuvollziehen, wie die historischen Akteure selbst diese Situation deuteten. Daher habe ich bewusst darauf verzichtet, gewisse moderne Epochendeutungen und Großbegriffe zu diskutieren oder zum Leitfaden der Analyse zu machen: Toleranz oder Intoleranz, Absolutismus oder Ständestaat, Konfessionalisierung oder Säkularisierung,¹⁷ französische Religionskriege oder Bürgerkriege.¹⁸ Es kann sicherlich nicht das Ziel sein, Makro- und Mikrohistorie oder auch etische und emische Forschungsansätze gegeneinander auszuspielen. Für Kontingenz und historische Kontingenzerfahrung

14 Vgl. zu diesem Problem z.B. Robert J. Knecht, *Hero or Tyrant? Henry III, King of France, 1574–89*, Farnham 2014, u.a. S. 57, 104, 129, 315. Außerdem Jacqueline Boucher, *L'opinion française et le bref règne polonais de Henri III*, in: Françoise Lavocat (Hg.), *La France et la Pologne. Histoire, mythes, représentations: actes du colloque des 16–17–18 septembre 1998 à l'Université Lumière-Lyon 2*, Lyon 2000, S. 81–98, v.a. S. 95. Besonders emphatisch zum polnisch-litauischen Alleinstellungsmerkmal der umfassenden adligen *wolność*: Andrzej Sulima Kamiński, *Historia Rzeczypospolitej wielu narodów: 1505–1795*, Lublin 2000, v.a. S. 17f.

15 Janusz Tazbir, *Państwo bez stosów. Szkice z dziejów tolerancji w Polsce XVI i XVII wieku*, Warszawa 1967. Vgl. in diesem Standardwerk v.a. S. 110–119 zu den Entwicklungen des ersten Interregnums.

16 Vgl. z.B. Jean-Marie Le Gall, *La tolérance polonaise à travers le prisme de l'intolérance française au XVI^e siècle*, in: *Renaissance and Reformation / Renaissance et Réforme* 27 (2003), Nr. 4, S. 53–84; Janusz Tazbir, *Polskie echa nocy św. Bartłomieja*, in: *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 20 (1975), S. 21–44.

17 Grundlegende und kluge Gedanken hierzu von Michael Stolleis, „Konfessionalisierung“ oder „Säkularisierung“ bei der Entstehung des frühneuzeitlichen Staates, in: *Ius Commune* 20 (1993), S. 1–23.

18 Zu dieser letzteren Debatte, die Generationen von *seiziémistes* bewegt hat, vgl. Mack P. Holt, *Putting Religion Back into the Wars of Religion*, in: *French Historical Studies* 18 (1993), S. 524–551; und zuletzt Allan A. Tulchin, *Review Article: Church and State in the French Reformation*, in: *Journal of Modern History* 86 (2014), S. 826–861.

gen sensibel zu bleiben, mag jedoch dabei helfen, das Element des Ereignishaften in der Geschichte methodisch im Griff zu behalten. Denn Kontingenzprobleme besitzen per definitionem einen starken Zeitbezug, und das Eintreten von Ereignissen ist es eben, das den Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft immer wieder problematisch macht.

1. Die Bartholomäusnacht und ihre Mythen

Unter allen in Betracht zu ziehenden Ereignissen ist die Bartholomäusnacht das frappierendste, wenn es darum geht, zu verstehen, wie Heinrich von Valois für zehntausende Adlige konsensfähig und damit wählbar¹⁹ werden konnte. Es handelt sich hier geradezu um einen Paradesfall von Kontingenz, selbst wenn ich als kontingent im strengen Sinne hier nur das verstehe, was nicht wirklich, aber künftig noch möglich ist.²⁰ Denn in der heißen Phase des Interregnums, von Ende 1572 bis Mai 1573, gehörten die französischen Massaker zwar bereits der Vergangenheit an, doch weitgehend offen blieb, welchen Sinn man dem Geschehnis zuschreiben und welche Konsequenzen man aus seinem Eintreten ziehen sollte. Mehr noch als an andere prägende Ereignisse jener Zeit lagerte sich an die Bartholomäusnacht rasch ein nahezu undurchdringbarer Nebel aus Mythen, eskalierender Polemik, Vertuschung und politisch gewünschtem Vergessen an.²¹ Darüber noch hinausgehend hat Denis Crouzet die Massaker als das Ergebnis einer königlichen Politik interpretiert, deren Kern gerade

19 Man beachte, dass bei den Königswahlen in Polen-Litauen eine bloße Mehrheitsentscheidung nicht ausreichte: Zumindest in der Theorie war Einstimmigkeit gefordert.

20 Vgl. zu dieser Begriffsdefinition die gewichtige, ans aristotelische Verständnis von Kontingenz anknüpfende Studie von Peter Vogt, *Kontingenz und Zufall. Eine Ideen- und Begriffsgeschichte*, Berlin 2011, v.a. S. 64–66.

21 Robert McCune Kingdon, *Myths about the St. Bartholomew's Day Massacres 1572–1576*, Cambridge, Mass. u.a. 1988; zur Exorbitanz der Polemik vor und um Innocent Gentillet's *Anti-Machiavel* ausführlich Sydney Anglo, *Machiavelli: the First Century. Studies in Enthusiasm, Hostility, and Irrelevance*, Oxford 2005, S. 229–324; zum kollektiven Vergessen siehe Andrea Frisch, *Forgetting Differences. Tragedy, Historiography, and the French Wars of Religion*, Edinburgh 2015, v.a. S. 38–41.

im riskanten, immer doppelbödigen Spiel mit Unsicherheit bestanden habe.²² Die polnischen und litauischen Wähler standen 1573 also durchaus vor einer Herausforderung, als es darum ging, aus den widersprüchlichen Nachrichten von den Pariser Massakern Schlussfolgerungen zu ziehen.

Die ersten, wohl von Genf aus verbreiteten Berichte über die Bartholomäusnacht scheinen allerdings einen ebenso starken wie eindeutigen Effekt gehabt zu haben: Sie brachten Jean de Monluc diplomatische Mission in der Rzeczpospolita an den Rand des Scheiterns. Schon kurz nachdem Monluc in Polen angekommen war, nämlich im Oktober 1572, verbreiteten sich dort Nachrichten über das Pariser Blutbad und sorgten zum Beispiel unter den Teilnehmern am *zjazd* (Adelsversammlung) von Kaski für Empörung. Jean Choisin, Monlucs Sekretär und Verfasser eines bereits 1574 publizierten Berichts über die französische Gesandtschaft, betont, wie abrupt sich die Stimmung in Kaski wandelte: „Sogleich trat jemand auf, der die Neuigkeit vom Tag des Heiligen Bartholomäus brachte, ergänzt um so viele Anmerkungen und Details, dass binnen weniger Stunden die Meisten den Namen der Franzosen verabscheuten.“²³

Der Verdacht liegt nahe, dass Choisin diese anti-französischen Reaktionen dramatisiert, um den späteren Erfolg der Gesandtschaft

22 Denis Crouzet, *La nuit de la Saint-Barthélemy. Un rêve perdu de la Renaissance*, Paris 1994, vgl. z.B. S. 429: „à son point initial, la violence a été pensée par une monarchie dont l'incertitude est, précisément, le système de pouvoir“. Im Großen und Ganzen auf Crouzets Linie liegt auch – wie schon der Untertitel anzeigt – die neuere Synthese von Arlette Jouanna, *La Saint-Barthélemy. Les mystères d'un crime d'État (24 août 1572)*, Paris 2007 (Les journées qui ont fait la France).

23 Jean Choisin, *Mémoires, ou Discours au vray de tout ce qui s'est fait et passé pour l'entière negociation de l'élection du roy de Pologne*, in: Claude Bernard Petitot (Hg.), *Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du dix-septième siècle. Tome XXXVIII*, Paris 1823, S. 1–207, hier S. 74: „il survint incontinent quelqu'un qui apporta la nouvelle de la Saint Barthelemy, enrichie de tant de memoires et particularitez, qu'en peu d'heures la plupart detestoient le nom des François.“ Für diesen Aufsatz wurde auf die Verwendung einer neueren Edition von Choisins Memoiren (Pascal Dumaih [Hg.], *Voyage d'un diplomate en Pologne. Histoire de l'élection d'Henri de Valois au trône de Pologne [1571–1573]*, Clermont-Ferrand 2006) verzichtet, da diese Edition eine modernisierte Schreibweise präsentiert und insgesamt eher auf ein nicht-wissenschaftliches Lesepublikum abzielen scheint. Vgl. auch Serwański, *Henryk III Walezki w Polsce*, S. 48f.

als umso bemerkens- und bewundernswerter darstellen zu können. Doch schon lange vor der Wahl äußerte sich Monluc selbst in Briefen nach Frankreich äußerst pointiert zu dem beinahe fatalen Schaden, den die ersten eintreffenden Nachrichten über die Massaker aus seiner Sicht angerichtet hatten.²⁴ Er scheute dabei auch nicht vor Warnungen zurück, die den nach der Bartholomäusnacht begonnenen vierten Religionskrieg und insbesondere die vom Duc d'Anjou selbst angeleitete Belagerung der Stadt La Rochelle betrafen:

Ich bin sicher (und glaubt mir), dass wir, wenn von nun an bis zum Zeitpunkt der Wahl noch Nachricht von irgendeiner Grausamkeit kommt, nichts ausrichten könnten, selbst wenn wir hier zehn Millionen Goldtaler hätten, um die Leute für uns einzunehmen.²⁵

Monluc wählte solch deutliche Worte womöglich zum einen, weil er selbst zu jenen gehörte, die gewisse Sympathien für den Calvinismus hegten und denen vor allem daran lag, einen innerfranzösischen Krieg zu vermeiden.²⁶ Zum anderen aber war ihm klar, dass die Befürworter anderer Kandidaten die Ereignisse der Bartholomäusnacht in grellem Licht darstellen würden, um Heinrichs Reputation in Polen-Litauen irreparabel zu beschädigen. Es ließ sich vor dem Adel der Rzeczpospolita auch kaum einfach abstreiten, dass in Paris und andernorts in Frankreich kürzlich zahlreiche Hugenotten bei Massakern ihr Leben verloren hatten. Nur ein einziger Versuch, das Ereignis komplett zu

24 Monluc an den *secrétaire d'État* Brulart, am 20. November 1572: „vous entendrez comment ce malheureux vent qui est venu de France a coulé le navire que nous avions jà conduit à l'entrée du port. Vous pouvez penser comment celluy qui en avoit la charge a l'occasion d'estre à jamais content, quand il voyt que par la faulte d'altruy il perd le fruit de ses labours. Je dis faulte d'altruy, parce que puisqu'on avoit envye de ce royaume, l'on pouvoit et devoit surseoir l'exécution qui a esté faite.“ Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 2, S. 125.

25 Monluc an Brulart, am 20. Januar 1573: „Je m'assure (et croyés le) que si entrecy et le jour de l'élection survient nouvelle de quelque cruauté, s'il y avoit icy dix millions d'or pour gaigner les hommes, nous n'y ferions rien.“ Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 2, S. 126f.

26 Bertrand de Montluc, *Un diplomate au XVI^e siècle: Jean de Monluc*, in: *Revue d'histoire diplomatique* 124 (2010), S. 193–205, v.a. S. 199. Noch einschlägiger in dieser Hinsicht ist ein älterer Aufsatz von Stanisław Grzybowski, *Sylwetka polityczna i wyznaniowa Jana de Monluc*, in: *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 6 (1961), S. 49–70, v.a. S. 63–66.

leugnen, ist indirekt überliefert durch einen Bericht, den die österreichischen Gesandten im Januar 1573 an den Kaiserhof sandten: Dass Gaspard de Coligny und die anderen nach Paris gereisten Hugenoten in Wahrheit noch lebten, behauptete demnach Jan Krasowski, ein gebürtiger Pole und langjähriger französischer Höfling, der im Auftrag von Katharina von Medici bereits seit 1571 in seiner Heimat für Heinrich als Nachfolger Sigismunds II. warb.²⁷ Hingegen beschränkten sich Monluc in seinen Reden und Solikowski in seinen Flugschriften darauf, die Dimensionen des Blutvergießens zu relativieren und jegliche aktive Teilnahme der königlichen Familie an den Massakern abzustreiten.²⁸

In der Tat wurde Heinrich von Valois nicht deshalb wählbar, weil es etwa gelungen wäre, die Bartholomäusnacht zu vertuschen. Dass auf das Ereignis ein Feuerwerk an Fehlinformation folgte, mag aus heutiger Sicht stimmen – aber Fehlinformation ist eben etwas ganz anderes als das Fehlen von Informationen. Tatsächlich hatte es die Szlachta eher mit einem Informationsüberfluss zu tun. Zum einen nahmen Produktion und Verbreitung politischer Flugschriften im ersten Interregnum drastisch zu.²⁹ Zum anderen, so berichtet Jean Choisin, gelang es der französischen Gesandtschaft, in der Polemik um die Bartholomäusnacht den Angriff zur besten Verteidigung zu machen: Mit dem Verweis auf seine Pflicht, Heinrich von Verleumdungen reinzuwaschen, habe Monluc das Recht erstritten, mehr zu publizieren und zu kommunizieren, als es ausländischen Gesandten ansonsten im Interregnum zugestanden wäre. Der französische Botschafter argumentierte

27 Vgl. Bues, *Die habsburgische Kandidatur*, S. 207. Zu Krasowski, vgl. Serwański, *Henryk III Walezy w Polsce*, S. 29f.

28 Jean de Monluc, *Oratio Nomine Christianissimi Galliarum Regis [...] post mortem Serenissimi Sigismu[n]di Augusti Regis Poloniae [...] in electione novi Regis ad Varszoviam in campo camnensi habita Anno D[omi]ni M.D. LXXIII Die x Mensis Aprilis. Accessit et secunda Oratio [...] apud ordines habita 25 Mensis Aprilis, Kraków 1573*, S. 20r–22v; [Jan Dymitr Solikowski], *Rozmowa Kruszwicka de nobilissimo septentrionis regno tempore interregni post mortem Sigismundi Augusti regis x Februarii w Kruszwicy*, in: Jan Czubek (Hg.), *Pisma polityczne z czasów pierwszego bezkrólewia, Kraków 1906*, S. 466–490, v.a. S. 486f.

29 Vgl. die umfangreiche Quellenedition von Czubek (Hg.): *Pisma polityczne; Kąkolewski, Melancholia władzy*, S. 266f. bezeichnet diesen Wandel als geradezu revolutionär. Siehe auch Konrad Zawadzki, *Początki prasy polskiej. Gazety ulotne i seryjne XVI–XVIII wieku*, Warszawa 2002, S. 67.

erfolgreich mit einem Ideal der Korrektur von „faulce information“ und der Ermöglichung eines „jugement entier et libre“.³⁰

Anstatt also einen nicht näher beschreibbaren weißen Fleck der Nicht-Information zu postulieren, kann man nach Vorhandenem fragen: Welche Informationen konnten sich die adligen Wähler über den französischen Kandidaten und über Frankreich selbst beschaffen? Welche Versuche gab es, auf die Einordnung und Bewertung dieser Informationen Einfluss zu nehmen, und welche Strategien kamen in diesen Versuchen zur Anwendung? Welche Themen traten ins Zentrum und welche rückten an den Rand des kollektiven Blickfeldes?

2. Themenverschiebungen: Konfession, Tyrannei, Grausamkeit

Als der große wunde Punkt der französischen Kandidatur nach der Bartholomäusnacht kommt zunächst der Faktor Konfession in Frage. Mindestens seit den Forschungen von Emmanuel de Noailles in den 1860er Jahren gilt es als ausgemacht, dass in der Rzeczpospolita ein vehementer und folgenreicher Abwehrreflex auf die Eskalation der religiös motivierten Gewalt in Frankreich eintrat.³¹ Dass Monluc in

30 Choisin, *Mémoires*, S. 83f.: „de ce que l'on eseroit qui seroit la ruine de nostre cause, ledict sieur en tira une grande commodité, qui estoit que, n'ayant permission d'envoyer par les pays informer et instruire les seigneurs palatins, castellans, cappitaines et autres principaux seigneurs de la noblesse, pour les attirer à nostre party, l'on ne pouvoit desnier audict sieur qu'il ne fist publier la justification d'un prince qui estoit à tort calomnié, affin, disoit-il, que la faulce information qu'on vouloit leur faire prendre n'empeschast qu'au jour de l'eslection ils n'eussent le jugement entier et libre pour choisir celui des competeurs qui leur seroit le plus prouffitable.“ Zur relativ strengen Kontrolle, die der Adel der Rzeczpospolita im Interregnum über die Aktivitäten der ausländischen Gesandten ausübte, vgl. Dubas-Urwanowicz, *Koronie zjazdy*, S. 109–111.

31 Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 2, S. 215f. Detailliert herausgearbeitet wurde der Zusammenhang zwischen Bartholomäusnacht und Abschluss der Konföderation dann von Waclaw Sobieski, *Polska a hugonoci po nocy św. Bartłomieja*, Kraków 1910, S. 15–19. Später wurde die These vom Abwehrreflex weiter bekräftigt, etwa durch Janusz Tazbir, *Les guerres de religion françaises vues par les Polonais*, in: CNRS (Hg.), *Les contacts religieux franco-polonais du Moyen Âge à nos jours. Relations, influences, images d'un pays vu par l'autre*, Paris 1985, S. 127–134, v.a. S. 128f.; und zuletzt von Gergely Schreiber-Kovács, *The Warsaw Confederation of 1573 and the Hungarian Religious Toleration Acts*, in: Piotr Wilczek (Hg.), *Reformacja w*

der Tat mit einer spezifisch calvinistischen Auslegung der Bartholomäusnacht konfrontiert war, belegt indirekt ein Brief, den er am 22. Januar 1573 an Karl IX. schrieb. Darin identifizierte der französische Gesandte Genf als ein Epizentrum der bis nach Polen-Litauen getragenen Empörung über die Pariser Massaker.³² Das Schlüsseldokument in diesem Kontext bildet aber die berühmte Warschauer Konföderation vom 28. Januar 1573 mit ihrem Artikel über den Frieden zwischen *dissidentes de religione*. Darin heißt es, „dass in unserer Republik keine geringe Zwietracht in Fragen der christlichen Religion herrscht“. Man müsse also vorbeugende Maßnahmen ergreifen, „damit sich aus diesem Grund zwischen den Menschen nicht etwa eine schädliche Spaltung ergebe, wie wir sie in anderen Königreichen klar erkennen“.³³ Die Anspielung auf „andere Königreiche“ stellt wohl vor allem einen Kommentar zur Lage Frankreichs dar.

Neuere Forschungsergebnisse stellen allerdings die These in Frage, dass der protestantische Adel mit der Warschauer Konföderation seine Macht demonstriert habe und Konfession im Wahlkampf so zum entscheidenden Faktor geworden sei. Vielmehr war der Abschluss der Konföderation das Ergebnis einer Pattsituation, in der die Szlachta den Faktor „Konfession“ neutralisieren wollte – nicht weil Toleranz als Wert begriffen wurde, sondern weil weder Protestanten noch Katholiken stark genug waren, um der jeweils anderen Seite ihren Willen aufzuzwingen.³⁴ Zudem hat Ewa Dubas-Urwanowicz

dawnej Rzeczypospolitej i jej europejskie konteksty. Postulaty badawcze, Warszawa 2014, S. 44–47, v.a. S. 45.

32 *Le sieur de Montluc, évêque de Valence, au roy*, in: Noailles, Henri de Valois et la Pologne, Bd. 3, S. 218–222, hier S. 221f. für die Erwähnung von „ceux qui de Genève et d'ailleurs escrivent si aigrement“.

33 *Confoederatio Generalis Varsaviensis*, in: Stanisław Grodziski, Irena Dwornicka und Waław Uruszczak (Hg.), *Volumina Constitutionum*. Tom II: 1550–1609. Volumen I: 1550–1585, Warszawa 2005, S. 306f., hier S. 306: „A iż [w] Rzeczypospolitej naszej iest *dissidium* niemałe in *causa Religionis Christianae*, zabiegając temu, aby się z tej przyczyny między ludźmi sedycya iaka szkodliwa nie wszczęła, którą po inszych krolestwach iaśnie widzimy“.

34 Vgl. Christoph Schmidt, *Auf Felsen gesät. Die Reformation in Polen und Livland*, Göttingen 2000, S. 56f. Außerdem Tadeusz Wyrwa, *Les idées de tolérance religieuse en Pologne au seuil des temps modernes*. In: CNRS (Hg.), *Les contacts religieux franco-polonais*, S. 105–116, v.a. S. 110: „c'est en partie grâce au fait que pendant un certain temps aucune religion n'était sûre de pouvoir prédominer que toutes durent se tolérer.“ Ähnlich auch Maciuszko, *Konfederacja*

überzeugend dagegen argumentiert, die Bestimmungen zu „Toleranz“ oder „Gewissensfreiheit“ als den Kern des Konföderationsdokuments anzusehen. Dessen ganz und gar situationsgebundener Hauptzweck bestand vielmehr darin, den reibungslosen und „freien“ Ablauf der bevorstehenden Königswahl zu garantieren.³⁵ Zweifellos gewannen die polnischen und litauischen Protestanten durch den Religionsfrieden an Sicherheit, bewältigten mithin eine als bedrohlich empfundene Kontingenz. Das erreichten sie allerdings, wie zuletzt Maciej Przaszyński gezeigt hat, nicht dadurch, dass sie das Thema der konfessionellen Differenz besonders hartnäckig auf die Tagesordnung des Interregnums setzten. Ganz im Gegenteil, sie sicherten sich ab, indem sie verhältnismäßig wenig über Konfession sprachen und stattdessen ihre Loyalität zur Rzeczpospolita betonten.³⁶

Gewollt oder ungewollt erleichterten sie es damit der französischen Seite, den Schatten des heimischen Konfliktes in der Rzeczpospolita nicht zum beherrschenden Gesprächsstoff werden zu lassen. Nicht nur in Polen-Litauen, sondern etwa auch am Wiener Hof bemühte sich die französische Diplomatie darum, die Bartholomäusnacht als ein nicht-religiöses Ereignis darzustellen: So versicherte Ende September 1572 der Gesandte Jean de Vulcob seinem König Karl IX., bei einer kaiserli-

Warszawska, S. 37. Allgemeiner zur Zweitrangigkeit von Konfession in der ständischen Politik des ersten Interregnums: Antoni Maćzak, *Die Außenpolitik der polnischen Stände während der ersten Interregna (1572–1576)*, in: Joachim Bahlcke und Arno Strohmeier (Hg.), *Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur*, Stuttgart 1999, S. 161–168, v.a. S. 168.

35 Dubas-Urwanowicz, *Koronne zjazdy*, S. 235. Für eine andere Neubewertung der Warschauer Konföderation, siehe Alfons Brüning, *Unio non est unitas. Polen-Litauens Weg im konfessionellen Zeitalter (1569–1648)*, Wiesbaden 2008, v.a. S. 113f.: Auch dieser Historiker relativiert den konfessionpolitischen Aspekt der Urkunde. Wichtig auch der Beitrag von Michael G. Müller, „Nicht für die Religion selbst ist die Konföderation inter dissidentes gemacht ...“ *Bekennnispolitik und Respublica-Verständnis in Polen-Litauen*, in: Luise Schorn-Schütte (Hg.), *Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts*, München 2004, S. 311–328.

36 Maciej Przaszyński, *Das Ringen um Sicherheit der Protestanten in Polen-Litauen im 16. und 17. Jahrhundert*, in: Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann (Hg.), *Sicherheit in der frühen Neuzeit. Norm, Praxis, Repräsentation*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 57–75, v.a. S. 62, 66. Für allgemeine Bemerkungen zu Religionsfriede und Sicherheit vgl. aus demselben Band die *Einleitung* der Herausgeber, S. 12–27, v.a. S. 16.

chen Audienz darauf beharrt zu haben, dass die Geschehnisse vom 24. August nichts mit dem zu tun hätten, was er etwas verschämt den „fait de la religion“ nannte.³⁷ Auch Jean de Choisin zog es vor, die Kriege in Frankreich nicht als Religionskriege, sondern etwa als „Unruhen“ (*troubles*) oder „Bürgerkriege“ (*guerres civiles*) einzustufen.³⁸ Und das Bestreben, den wunden Punkt der französischen Kandidatur eben nicht primär konfessionell aufzufassen, wurde auf der polnisch-litauischen Seite kaum unterlaufen. Lediglich eine besonders scharf formulierte anti-französische Schrift beschreibt das Problem einmal (eher beiläufig) als ein dezidiert konfessionelles: Man müsse fürchten, dass Heinrich von Valois französische Truppen dazu benutzen werde, „gegen die [zu kämpfen], die sich zur dem römischen Pontifex entgegengesetzten Religion bekennen“. Selbst in diesem Text wurde aber der vierte französische Hugenottenkrieg nicht als Religionskrieg, sondern als „äußerst heftiger Bürgerkrieg“ bezeichnet.³⁹ Und als ein anderer Autor gegen den französischen Kandidaten einwandte, dieser sei ein „hartnäckiger Papist“, entgegnete Solikowski trocken: „Und wenn du unter „hartnäckig“ „beständig“ verstehst, dann sage ich Gott sei Dank.“⁴⁰ Bezogen auf den Gesamtumfang der Flugpublizistik wurde die konfessionelle Zugehörigkeit Heinrichs von Valois insgesamt selten und ohne allzu schrille Töne in den Vordergrund gerückt. Kaum jemand in der Rzeczpospolita war bereit, an ein calvinistisch-martyrologisches⁴¹ und damit an ein dezidiert konfessionelles Narrativ von der Bartholomäusnacht anzuknüpfen.

37 *Lettre de M. de Vulcob ambassadeur à la cour de Vienne au roi Charles IX*, in: Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 3, S. 213–215, Zitat S. 213.

38 Für beide Ausdrücke siehe Choisin, *Mémoires*, S. 67.

39 [Anon.], *Conditiones a Carolo Nono, Gallorum rege, propositae Polonis, si Henricum fratrem Andegavensem suis suffragiis deligere regem velint [Vilnius 1573]*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 498–506, hier S. 505: „adversus eos, qui adversam Romano pontifici religionem profitentur“, und etwas zuvor ist die Rede von einem neuen „civilis bello acerrimo“ in Frankreich.

40 [Anon.]/[Jan Dymitr Solikowski], *Contra G. Incommoda Galli / Contra te, qui scribis contra G. Comoda Galli*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 511–513, hier S. 513: „*Tenax papista*“; „A jeśli *tenacem constantem* rozumiesz, chwała Bogu.“

41 Mit Blick auf eine von Guy du Faur de Pibrac verfasste und wohl auch in der Rzeczpospolita zirkulierende Apologie der Massaker gebraucht Kingdon, *Myths*, S. 91, den Ausdruck „antimartyrology“.

Wenn also die Sorge um die Religionsfreiheit im Interregnum eine gewisse Rolle spielte, dann eher als Teil einer umfassenderen Furcht, nämlich der vor einem Verlust der ständischen Freiheit überhaupt durch Import der Tyrannei. Auf den Stellenwert des Freiheitsideals für die adligen Bürger der Rzeczpospolita wurde in der Forschung schon oft hingewiesen.⁴² Es handelte sich um eine Art Grundwissen der Szlachta über die Verfassung des eigenen Gemeinwesens und über die Gefahren, die diesem drohten, vor allem eben die Gefahr der monarchischen Tyrannei. Damit war in der Logik der damals vorherrschenden politischen Theorie insbesondere die Degeneration eines der drei Bestandteile des *regimen mixtum* gemeint, die notwendig auch den Verlust des von der Mischverfassung garantierten Gleichgewichts zur Folge gehabt hätte.⁴³ Genauer formuliert, änderte sich mit dem Umschwung zur Tyrannei auf fatale Weise das Verhältnis zwischen dem König und den Gesetzen: Statt sich an die Gesetze des von ihm regierten Landes voll und ganz gebunden zu fühlen, änderte und brach sie ein Tyrann nach Belieben.⁴⁴ Von allen Gesetzen aber waren für die Szlachta mit Abstand die am wichtigsten, die ihre *przywileje* (Privilegien) und damit, zumeist synonym gebraucht, ihre *wolności* (Freiheiten) sicherten. Diese wiederum machten es für die Angehörigen des Adels möglich, in den Genuss von Freiheit schlechthin (im Singular) zu kommen.⁴⁵

42 Aus der neueren Forschung vgl. z.B. die bemerkenswerte Studie von Dorota Pietrzyk-Reeves, *Ead Rzeczypospolitej. Polska myśl polityczna XVI wieku a klasyczna tradycja republikańska*, Kraków 2012, v.a. S. 258–290; Anna Sucheni-Grabowska, *Wolność i prawo w staropolskiej koncepcji państwa*, in: *Arcana* 38 (2001), S. 117–132; Hans-Jürgen Bömelburg, „Polnische Freiheit“. Zur Konstruktion und Reichweite eines frühneuzeitlichen Mobilisierungsbegriffs, in: Georg Schmidt, Martin van Gelderen und Christopher Snigula (Hg.), *Kollektive Freiheitsvorstellungen im frühneuzeitlichen Europa*, Frankfurt am Main u.a. 2006, S. 191–222, v.a. S. 195 zu den Interregna; und im selben Sammelband Edward Opaliński, *Die politische Rolle der Adelsfreiheit in Polen-Litauen im 16. und 17. Jahrhundert*, S. 223–238.

43 Dazu, dass nicht zuletzt Vertreter der polnischen Renaissance die Vorzüge der Mischverfassung rühmten, siehe Janusz Ekes, *Natura – wolność – władza. Studium z dziejów myśli politycznej Renesansu*, Warszawa 2001, S. 55–60.

44 Dazu besonders prägnant Wojciech Goleman, *The Jagiellos and the Model of the King in Polish Political Thought during the Reign of Sigismund August (1548–1572)*, in: Dietmar Popp und Robert Suckale (Hg.), *Die Jagiellonen. Kunst und Kultur einer europäischen Dynastie an der Wende zur Neuzeit*, Nürnberg 2002, S. 27–34, v.a. S. 28.

45 Vgl. Anna Grześkowiak-Krwawicz, *La liberté polonaise : privilège nobiliaire ou idée universelle ?*, in: Jarosław Dumanowski und Michel Figeac (Hg.), *Noblesse française et noblesse polo-*

Dennoch war es sogar für die Gegner der französischen Kandidatur nicht selbstverständlich, von den Massakern der Bartholomäusnacht darauf zu schließen, dass in Frankreich per se eine tyrannische Verfassungsform vorlag. Zwar behauptete ein anonymes litauisches Flugschriftenautor, Karl IX. habe „mit einem einzigen Edikt und Befehl“ für den Tod nicht nur des Admirals Coligny, sondern auch von 130.000 und noch mehr Menschen gesorgt.⁴⁶ Jedoch verzichtete dieser Autor darauf, eine allgemeine Analyse der französischen Monarchie vorzunehmen und so eine prinzipiell tyrannische Machtfülle der Valois-Könige aufzuzeigen.

Interessanterweise taucht ein Schlagwort wie *summum imperium* hingegen in einer anonymen pro-französischen Flugschrift auf, die wohl nicht von Solikowski verfasst wurde: Zwar besaßen die französischen Könige die oberste Befehlsgewalt, sie seien aber keine Tyrannen, sondern teilten die Macht mit dem Parlement, wodurch sie auch die „Liebe und Hochachtung“ ihrer Untertanen erobert hätten.⁴⁷ In diesem Kontext muss man daran erinnern, dass in der Rzeczpospolita des 16. Jahrhunderts viele als Befürworter einer Kombination von Republikanismus und starkem Königtum auftraten.⁴⁸ Abscheu vor einem *absolutum dominium à la française*, wie sie in der Rzeczpospolita des 18. Jahrhunderts durchaus häufiger vorkam, lag 1572/73 eher fern. Heute mag die in der Bartholomäusnacht ausgeübte *justice*

naise. Mémoire, identité, culture, XVI^e–XX^e siècles ; actes du colloque international, Toruń, 13–15 mai 2004, Pessac 2006, S. 299–311.

46 [Anon.], *Conditiones a Carolo Nono, Gallorum rege, propositae Polonis, si Henricum fratrem Andegavensem suis suffragiis deligere regem velint*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 498–506, hier S. 499: „cum viro clarissimo atque amplissimo CXXX atque eo amplius hominum millia indicta causa ferro delenda uno edicto atque imperio curasse audivimus“.

47 [Anon.], *Commoda Henrici, fratris germani regis Galliarum, ducis Andegavensium etc.*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 495f., hier S. 496: „I ci królowie barzo są ludzcy, u których tyraństwa niemasz, i dla tego, choć mają *summum imperium*, tedy je sobie odejmują, na parlament wkładając, skąd też wielką poddanych swych przeciw sobie miłość i uszanowanie mają.“

48 Vgl. hierzu etwa Anna Grześkowiak-Krwawicz, *Polish Views on European Monarchies*, in: Butterwick (Hg.), *The Polish-Lithuanian Monarchy*, S. 116–131, v.a. S. 126. Siehe auch das von Stanisław Grzybowski, *Henryk Walezy*, Wrocław 1980, v.a. S. 111 vorgebrachte Argument, dass es im 16. Jahrhundert kaum Ansatzpunkte dafür gegeben habe, das französische Königtum für bedeutend stärker als das polnische zu halten.

extraordinaire des Königs als eine Vorwegnahme absolutistischer Herrschaftspraxis erscheinen;⁴⁹ aber diese Erkenntnis sollte man nicht auf den ideologischen Horizont des ersten Interregnums in Polen-Litauen zurückprojizieren.

Die Krux bei der Bewertung der Bartholomäusnacht, sofern es um die Thronkandidatur – und das Tyranniepotential – Heinrichs von Valois ging, lag andernorts. Die entscheidenden Fragen lauteten: Hatten Karl IX. und sein Bruder sich bei den Massakern grausam verhalten? War der französische Bewerber als Person zur Grausamkeit veranlagt? An diesen Fragen kristallisierte sich die Polemik im Interregnum aus; hier ist das Kontingenzproblem der adligen Königswähler primär zu verorten. Denn unter den Zeitgenossen analysierte kaum jemand grausames Handeln als situationsgebunden, als ein pragmatisch einzusetzendes Mittel zum politischen Zweck – vielmehr schloss man von einzelnen grausamen Taten auf Grausamkeit als unveränderlichen Charakterzug oder zumindest als bleibenden Makel einer Person. Einer solchen Logik scheinen auch diejenigen gefolgt zu sein, die der französischen Kandidatur eher wohlwollend gegenüberstanden. Im Gespräch mit Jean de Balagny, einem Mitglied von Monlucs Gesandtschaft, soll zum Beispiel der calvinistische Senator Stanisław Szafraniec erklärt haben, er werde jedem zukünftigen König ein treuer Untertan sein und wünsche sich daher vor allem, „dass er nicht von Grausamkeit befleckt ist“.⁵⁰ Außerdem berichtet Choisinin, dass Monluc gegen Bilder von den Pariser Gräueltaten eigene visuelle Akzente gesetzt habe, indem er an verschiedenen Orten Portraits Heinrichs von Valois zeigen ließ: Deren Betrachter sollten auf dem Wege der Physiognomie erkennen, dass dieser mögliche König kein „grausames Antlitz“ habe.⁵¹

49 Jouanna, *La Saint-Barthélemy*, v.a. S. 296.

50 Choisinin, *Mémoires*, S. 132f.: „Et voilà pourquoi, puisque je delibere de l'endurer tel que Dieu me le donnera, je desire sur toutes choses qu'il ne soit point taché de cruauté.“

51 Ders., S. 83: „[Monluc fit] porter en divers lieux deux portraits qu'il avoit dudict sieur à present roy, pour faire cognoistre qu'il n'avoit la face cruelle ny truculente, comme l'on l'avoit fait depeindre.“ Dass auch als Herrscher in der Fremde immer ein Unmensch bleiben werde, wer sich in der Heimat als Unmensch gezeigt habe, dieser Gedanke lag ebenfalls einer Spitze gegen Ivan IV. zugrunde, die Monluc während seiner ersten Rede auf dem Wahlsejm anbrachte:

Damit reagierte der Gesandte auf Berichte und Bildmaterial, deren politische und emotionale Sprengkraft nicht zuletzt in der Repräsentation von Grausamkeit begründet lag. Das französische Wortfeld um *cruauté* kommt unter anderem bei Choisinin mehrmals vor, besonders prominent in der folgenden Passage:

Das größte Hindernis war die Nachricht aus Paris, die man durch Neuigkeiten wieder auffrischte. Jede Woche brachte man Bilder, auf denen alle Arten grausamen Tötens zu sehen waren: Man sah dort Frauen, die aufgeschlitzt wurden, um ihnen ihre ungeborenen Kinder aus dem Leib zu reißen. Der König und der Herzog von Anjou waren als Zuschauer dieser Tragödie dargestellt; und mit ihren Gesten und dazugeschriebenen Worten zeigten sie ihr Bedauern darüber, dass die Schlächter noch nicht grausam genug waren.⁵²

3. Ehre und Niedertracht: Ein Spiel mit nationalen Stereotypen

Jener gegen den französischen Kandidaten gerichtete Vorwurf der Grausamkeit tauchte immer wieder auf, etwas abgewandelt auch in den pro-moskowitischen Schriften, in denen eher Hinterlist als offene Brutalität gegeißelt wurde.⁵³ Doch die als „Gerüchte“ oder „Verleumdungen“ (*bruits, calomnies*)⁵⁴ diskreditierten Nachrichten über die Bar-

„Vt qui pridie vos spreuerat, qui vos acerbissimo odio antea fuerat infectatus, postridie Rex esset vester atque dominus, praesertim si is talis esset, qui subditis pro seruis vti, & illorum vita & fortunis immanissime abuti consueuerit. Vobis ille certe non alia ratione, quam qua apud suos solitus erat, imperare vellet.“ Monluc, *Oratio*, S. 13v. Der Zar muss hier gemeint gewesen sein, denn von allen Kandidaten hatte nur er bereits Krieg gegen die Rzeczpospolita geführt.
52 „Le plus grand empeschement qu’il avoit, c’estoit la nouvelle de Paris qu’on faisoit raffaischir de nouveaux avis. Toutes les semaines l’on apportoit des peintures où l’on voyoit toute maniere de mort cruelle depainte : l’on y voyoit fendre des femmes pour en arracher les enfans qu’elles portoient. Le Roy et le duc d’Anjou y estoient depeints spectateurs de ceste tragedie; et, avec leurs gestes et des parolles ecrites, ils monstroient qu’ils estoient marrys de ce que les executeurs n’estoient assez cruelz.“ Choisinin, *Mémoires*, S. 82f.

53 Kąkolewski, *Melanchofia władzy*, S. 279. Wie zentral jener Vorwurf der Grausamkeit war, betont auch Marc Venard, *La présentation de la Saint-Barthélemy aux Polonais, en vue de l’élection d’Henri de Valois*, in: CNRS (Hg.), *Les contacts religieux franco-polonais*, S. 116–127, v.a. S. 117.

54 Diese beiden Worte kommen bei Choisinin außerordentlich häufig vor: Choisinin, *Mémoires*, etwa S. 107, 138, 168, 170.

tholomäusnacht galten hauptsächlich als deutsch. Das war leicht zu begründen: Zwischen Frankreich und Polen-Litauen lag der deutschsprachige Raum mitsamt den bereits erwähnten eidgenössischen und kurpfälzischen Hochburgen des Calvinismus und Zwinglianismus. Die allermeisten Informationen über die in Paris und der französischen Provinz vorgefallenen Massaker kamen über diese Stationen in die Rzeczpospolita. Konkrete Beispiele dafür finden sich in der Korrespondenz Krzysztof Trecys (Christophorus Thretius), des Rektors der calvinistischen Schule von Krakau. Auch der gegen Heinrich gerichtete Doppelvorwurf von Tyrannei und Grausamkeit taucht in einem Brief Trecys an die Zürcher Kirche auf.⁵⁵

Ein weiteres aufschlussreiches Beispiel liefert ein Brief, den Jan Krasowski am 12. November 1572 an Katharina von Medici schrieb. Darin erklärt er, dass er auf dem *zjazd* von Kaski zunächst großen Erfolg bei seinem Versuch gehabt habe, die dort anwesenden Adligen für die französische Kandidatur einzunehmen. „Die Deutschen“ aber, so berichtet er weiter,

die das hörten [...] und sahen, dass die Polen Frankreich wohlgesonnen waren, damit auch plötzlich ihre Sache im Nachteil sahen, haben eine Schrift über den Tod des Admirals [Coligny] verbreitet, von dem man zuvor nicht oder wenig gesprochen hatte; aber sie haben an alle Fürsten Deutschlands schreiben lassen mit ihrer ganzen Verdrießlichkeit und Unaufrichtigkeit, die ich mich gleichsam zu beschreiben scheue, und sogar gesagt, dass Seine Majestät und Monsieur [Heinrich von Valois] bewaffnet durch Paris gelauften sind und geschrien haben: „Bringt alle Hugenotten um“⁵⁶.

⁵⁵ Sobieski, *Polska a hugonoci*, S. 31–39.

⁵⁶ „Li Alemanni odendo questo, [...] et vedendo il bono animo che Polachi avevano verso Francia, subito vedendo lor cose sue andare male, anno messo fuori uno scritto della morte de lamiral che inanci non si parlava e pocho ; ma loro anno fato scriver a tutti li signori della Germania con tanta lor tristicia et bugie ch io temo quasi de scrivere, dicendo ancho che Sua Maestà et Monsieur corevano per Parigi armati, cridando: „Amacia tutti il Ogenoti“: *Lettre de Krassowski à la Reine Mère*, in: Noailles, *Henri de Valois et la Pologne*, Bd. 3, S. 216f.

Auffällig ist nicht nur, dass Krasowski etwas weiter unten im selben Brief auch das Wort „calumnie“ benutzt,⁵⁷ sondern ebenso, dass er mit „Alemani“, wie aus dem Kontext seines Schreibens hervorgeht, die in Polen-Litauen aktiven Gesandten der Habsburger meint. Diese Gleichsetzung Deutschlands (des Heiligen Römischen Reichs) mit Habsburg oder zumindest der habsburgischen Herrschaftssphäre hatte gewichtige Implikationen. Die Verfechter der französischen Kandidatur versuchten nämlich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn sie besondere Sorgfalt darauf verwandten, die in der Szlachta damals weit verbreitete Germanophobie⁵⁸ und das anti-habsburgische Ressentiment zu nähren. Die Kandidatur des Erzherzogs Ernst sollte in schlechtem Licht erscheinen und zugleich sollten die für Heinrich von Valois ungünstigsten Narrative der Bartholomäusnacht diskreditiert werden.

Wie diese Doppelstrategie im politischen Diskurs umgesetzt wurde, lässt sich am besten anhand der pro-französischen Schriften zeigen, die Solikowski während des Interregnums verfasste. Ewa Dubas-Urwanowicz hat die pro-französische Flugpublizistik, für die Solikowski zum Großteil verantwortlich war,⁵⁹ als fein abgestimmt auf die Vorstellungen und Wünsche der Szlachta und als vergleichsweise höflich gegenüber der Gegenseite charakterisiert.⁶⁰ Zumindes-
ten der letzteren Behauptung ist allerdings in Anbetracht der anti-deutschen (und damit eben anti-habsburgischen) Pointen von Solikow-

57 Ebd., S. 217.

58 Hinweise dazu bei Janusz Byliński, *Ksenofobia jako zjawisko społeczne w Rzeczypospolitej na przełomie XVI i XVII wieku*, in: Marcei Kosman (Hg.), *Kultura polityczna w Polsce: przeszłość i teraźniejszość*. Bd. 4,1: *Swoi i obcy*, Poznań 2004, S. 71–94, v.a. S. 79. Vgl. auch Igor Kąkolewski, *Między korupcją a ksenofobią. Zmiany w postrzeganiu zjawiska korupcji w dawnej Rzeczypospolitej. Zarys problemu*, in: *Przegląd Historyczny* 98 (2007), S. 11–26, v.a. S. 22–25 zum ersten Interregnum; Hans-Jürgen Bömelburg, *Frühneuzeitliche Nationen im östlichen Europa. Das polnische Geschichtsdenken und die Reichweite einer humanistischen Nationalgeschichte (1500–1700)*, Wiesbaden 2006, S. 137–139.

59 Jan Czubek, *Wstęp*, in: Ders. (Hg.), *Pisma polityczne*, S. iii–xxxvii, hier S. xxxiv, schrieb Solikowski ganze 17 und damit fast ein Viertel aller von ihm edierten, fast ohne Ausnahme anonym verfassten Schriften zu. Bis auf eine Ausnahme durchweg bestätigt wurde diese Zuschreibung von Kotarski, *Publicystyka*, S. 89–108.

60 Ewa Dubas-Urwanowicz, *Polskie opinie o Henryku Walezym. Oczekiwania a rzeczywistość*, in: *Przegląd Historyczny* 81 (1990), S. 59–73, hier S. 65.

skis Argumentation schwerlich beizupflichten. So erklärt er in einem kurzen Pamphlet, mit dem er direkt auf eine zuvor erschienene anti-französische Schrift eingeht:

Du schreibst, verehrter Herr, dass das gallische Volk unruhig, herrisch und streitsüchtig ist. Das mag sein, ich habe darüber nicht viel gelesen; aber ganz genau sehen wir, dass das deutsche Volk hochmütig, trunksüchtig, nichtig, den Göttern und den Menschen verleidet, frech gegen alle Nationen unter der Sonne ist. Und was gibt es Schlimmeres?⁶¹

In ähnlich scharfem Ton äußert sich Solikowski in der *Rozmowa Kruszwicka*, einem fingierten Dialog zwischen dem mythischen König Piast und einem namenlosen „Gast“, über die „Niemcy“, womit wiederum vor allem die Habsburger und ihre Agenten in der Rzeczpospolita gemeint sind.⁶² Als der Piast im weiteren Verlauf des Gesprächs auf die Bartholomäusnacht zu sprechen kommt, erklärt der Gast:

Es gibt eine gedruckte Historie darüber und einige andere Schriften, eine gehässiger als die andere. Ich meine nicht, dass ein Pole das geschrieben hat, vor allem so unsichere Dinge mit Verunglimpfung bedeutender und großer Monarchen, denn das polnische Volk, das seine Tugend und seinen Ruhm liebt, hatte nie die Angewohnheit, mit der Zunge oder mit ehrenrühriger Feder solche Nichtigkeiten auszustoßen, nur mit der Hand nahmen sie es einmal mit jemandem auf; sondern das haben wohl Ausländer geschrieben, die uns unter sich schlechtmachen wollen.⁶³

61 „W.M. piszesz, że *gens gallica inquieta*, butna a skora. To być może, jam niewiele około nich czytał: ale to na oko widzimy, że *gens germanica superba, ebriosa, nihili, diis et hominibus invisa, in omnes sub sole nationes contumeliosa*. A cóż tu gorszego?“ [Jan Dymitr Solikowski], *Responsum ad praecedentem epistolam pro duce Andium*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 454–458, Zitat S. 458.

62 Dies wird aus dem Kontext deutlich: [Solikowski], *Rozmowa Kruszwicka*, hier S. 472.

63 „Jest ci drukowana historia o tym i drugich kilka pisanych, jedna drugiej jadowitsza. Nie dzierżę o tym, aby Polak pisał, a zwłaszcza rzeczy tak niepewne z krzywdą zacnych a wielkich monarchów, bo naród polski, miłując cnotę i sławę swą, nigdy się ani językiem ani piórem wszetecznym na sławę nicyzję puszcząć nie zwykł, jedno ręką, mali z kim co czynić; ale to podobno cudzoziemcy czynią, chcąc nas miedzy sobą ohydzić.“ Ebd., S. 486.

Solikowski appelliert hier an ein polnisches Ehrgefühl, das viel mit Vorstellungen von Adel zu tun hat – als zum „polnischen Volk“ (*naród polski*) gehörig galten in der frühneuzeitlichen Rzeczpospolita zumeist ausschließlich die Mitglieder der Szlachta. Hinter der unspezifisch xenophoben Wortwahl gegen Ende der zitierten Passage könnte sich zudem ein Angriff auf die Speerspitze der pro-habsburgischen Flugschriftenproduktion verbergen: András Dudith, ein kaisertreuer ungarischer Bischof, machte in Krakau Stimmung für Erzherzog Ernst und gegen Heinrich von Valois.⁶⁴

Aber nicht nur die Ehre der polnischen Adelsnation fand ihren Platz in der Polemik um die Bartholomäusnacht: Indem Monluc und seine Mitstreiter darauf beharrten, dass Heinrich ebenso wie das gesamte Haus Valois verleumdet werde,⁶⁵ brachten sie auch die Ehre der französischen Seite ins Spiel. Die französische Strategie zielte auch nicht darauf ab, skandalöse Informationen über die Bartholomäusnacht ostentativ zu ignorieren, etwa mit dem Argument, dass es sich für die im Namen Karls IX. agierenden Gesandten nicht zieme, auf infame Anschuldigungen einzugehen. Stattdessen reagierte sie offensiv auf solche Informationen: Wenn Monluc in seiner Rede auf dem Elektionssejm das Sprichwort „Kühn verleumden, irgendetwas bleibt immer hängen“ anführte,⁶⁶ dann bot ihm gerade die auf der Gegenseite verbreitete Darstellung der Bartholomäusnacht als Skandalon Gelegenheit, seinerseits die Wucht der Empörung hinter seine Argumente zu legen: Auf dem Spiel stand nicht mehr einfach

64 Vgl. Choisin, *Mémoires*, S. 91: „il y a à Cracovie un evesque apellé Didutius, homme fort eloquent, affectionné et obligé à l'Empereur, lequel faisoit tout ce qu'il pouvoit pour avancer le fait de l'archiduc Ernest“. Siehe auch Bues, *Die habsburgische Kandidatur*, S. 82f.; Dies., *Patronage fremder Höfe und die Königswahlen in Polen-Litauen*, in: Hillard von Thiessen und Christian Windler (Hg.), *Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit*, Berlin 2005, S. 69–85, v.a. S. 77.

65 Vgl. dazu v.a. den Teil der Rede, in dem Monluc erstmals auf die persönlichen Angriffe gegen den „Illustrissimum Ducem tantis virtutibus ornatum“ zu sprechen kommt und dessen Sonderstellung er rhetorisch stark markiert: „Breuitatem et perspicuitatem mihi retinendes in contexenda oratione in animo habueram. Sed calumniatorum quorundam improbitas me, vel inuitum ab instituto discedere cogit, quod vos vt boni consulatis etiam atque etiam rogo.“ Monluc, *Oratio*, S. 17r. Siehe auch oben, Anm. 28.

66 „Audacter calumniare, semper aliquid haeret“: Ebd., S. 22v.

die Wahl in der Rzeczpospolita, sondern die Ehre des „verleumdeten“ französischen Herrscherhauses.

So lässt sich erklären, warum im politischen Schrifttum des Interregnums die moralischen Eigenschaften Heinrichs von Valois insgesamt fast genauso ausgiebig diskutiert wurden wie der finanzielle, militärische und diplomatische Nutzen oder Schaden, den er der Rzeczpospolita als König bringen würde.⁶⁷ Eine Korpusanalyse mit dem Ziel, die Anteile der beiden Thematiken von Tugend und Nutzen quantitativ zu bestimmen, stieß allerdings schnell an Grenzen, denn die Aspekte fließen immer wieder ineinander über oder verhalten sich wie zwei Seiten derselben Medaille. Beispielsweise wurden in formal ganz nüchterne Tabellen und Listen, die explizit von den *commoda* und *incommoda* der Kandidaten handelten, einige personale Kriterien des Charakters und der Tugendhaftigkeit aufgenommen. Dem Moskauer Zaren wurden vom anonym schreibenden Solikowski „Tyrannei und angeborene Bestialität“ unterstellt,⁶⁸ in der Tabelle der „Competitorum ad regnum commoda“ gab es neben Spalten wie „Seeherrschaft“ oder „Frieden mit den Türken und Tartaren“ auch eine mit dem Titel „Ehrenhaft“.⁶⁹ Ebenso kam die Verflechtung von persönlicher Ehre und nützlicher Sachkompetenz in Monlucs Rede auf dem Wahlsejm zum Ausdruck, als der Gesandte erklärte, warum Heinrich von Valois das Massaker der Bartholomäusnacht keineswegs befürwortet habe:

Der erlauchte Herzog aber, um seine Meinung dazu gefragt, wollte sich nicht dazu äußern, denn er schätzte als eine Schande für sich ein, wenn er urteilen würde, dass die außerhalb des Krieges zu töten seien, die bewaffnet und mit äußerst starken Heeren versehen von ihm so überaus kraftvoll niedergeworfen worden waren.⁷⁰

67 Siehe Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, v.a. S. 447–513.

68 [Jan Dymitr Solikowski], *Kompetytorów do Korony polskiej commoda* [April 1573?], in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 492–494, Zitat S. 493: „tyraństwo a bestialitas wrodzona“.

69 [Jan Dymitr Solikowski], *Tabula cebetis* [1. April 1573], in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 490f., Zitat S. 490: „Dominium Maris“, „Cum Turcis et Tartaris Pax“, „Honestum“.

70 Monluc, *Oratio*, S. 22r: „Dux autem Illustrissimus sententiam suam de hac re rogatus recusavit dicere, inonestum enim sibi fore existimabat, si quos armatos & fortissimis exercitibus stipatos, tam fortissime profligauerat, eos extra bellum interimendos esse iudicaret.“

Vordergründig behauptete Monluc mit diesen Worten, dass der von ihm vertretene Kandidat in der Bartholomäusnacht keine Schande auf sich geladen habe. Doch gleichsam im selben Atemzug flocht er eine Anspielung auf die gewonnenen Schlachten Heinrichs von Valois in den ersten Religionskriegen ein, um zu suggerieren, dass jener es gar nicht nötig habe, in der Ausschaltung seiner Feinde zu unehrenhaften Mitteln zu greifen. So kam im Handumdrehen auch der Aspekt der nützlichen militärischen Fachkompetenz ins Spiel.⁷¹

Indem er auf der chevaleresken Ehre des potentiellen Königs insistierte, konnte Monluc auf eine grundlegende Ähnlichkeit von französischen und polnisch-litauischen Herrscheridealen rekurrieren, denn auch in der Rzeczpospolita wurde vom König mehr erwartet als nur die Achtung der Adelsprivilegien. Das Streben nach Ruhm und die Bewahrung der Herrscherehre waren zentrale Bestandteile des Tugendkatalogs, den die Szlachta im 16. Jahrhundert als Maßstab an die letzten Jagiellonen und ihre ausländischen Nachfolger anlegte.⁷² Auch der Gast in Solikowskis *Rozmowa Kruszwicka* beschreibt den idealen König als eine durch und durch ritterliche Person, die sich durch Mut und Frömmigkeit auszeichnen und vor allem den Feind im Norden, den Zaren, standhaft bekriegen sollte. Da treffe es sich ausgezeichnet, dass gerade Heinrich von Valois kein Tyrann sei, sondern vielmehr mit „Gnade, Güte, Klugheit, Tapferkeit, einem großen Herz zu ritterlichen Taten“ punkten könne.⁷³ Eine andere pro-französische Flugschrift erklärte, dass die französischen Könige durch ihre „Menschlichkeit, edle Ritterlichkeit, das Jagdwesen und die anderen Sitten uns

71 Für lobende Erwähnungen dieser militärischen Erfolge in der Flugpublizistik siehe [Jan Dymitr Solikowski], *Sententia cuiusdam de eligendo rege*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 447–450, hier S. 449f.; [Anon.], *Commoda Henrici*, S. 495. Laut Choisin sollte unter anderem der Umstand der „expérience à la guerre et aux matieres d’Estat“, die Heinrich von Valois schon gesammelt hatte, den podolischen Woiwoden Mikołaj Mielecki davon überzeugen, dass der französische Kandidat nicht nur „würdiger“ („plus digne“), sondern auch „nützlicher“ („plus utile“) als alle anderen sei: Choisin, *Mémoires*, S. 147.

72 Vgl. Urszula Świdarska-Włodarczyk, *Mentalność szlachty polskiej xv i xvi wieku*, Poznań 2003, v.a. S. 15–23.

73 [Solikowski], *Rozmowa Kruszwicka*, S. 484–488, Zitat auf S. 488.

sehr ähnlich“ seien.⁷⁴ Bei alledem ging es also um die Behauptung einer von Frankreich und der Rzeczpospolita in besonderem Maße geteilten politischen Kultur, in der die Prinzen nicht zu Tyrannen, sondern zu ehren- und allgemein tugendhaften Herrschern geformt würden.

Vor allem Monluc fand aber noch mehr Gemeinsamkeiten, auf denen er das Werben für die französische Kandidatur aufbauen konnte, und diese lagen vor allem in der europäisch-republikanischen Sprache des Renaissance-Humanismus. Er berief sich auf verschiedene antike Autoren, um frappierende Parallelen in der Entfaltung und den Siegeszügen der polnischen (hier noch nicht: „sarmatischen“) und der gallischen Nation zu konstruieren.⁷⁵ Eine gemeinsame Sprache stand zur Verfügung – in einem ganz einfachen Sinne das humanistische Latein, im übertragenen Sinn die Sprache des klassischen Republikanismus. Dieser Umstand ermöglichte es Monluc auch, den französischen und den polnisch-litauischen Staat zu vergleichen. Indem er das Parlement von Paris als „Senatus Parisiensis“⁷⁶ bezeichnete und als ein Forum beschrieb, dank dessen die Untertanen ihre Rechte notfalls gegen den König selbst einklagen könnten,⁷⁷ stellte er Frankreich als ein *regimen mixtum* dar. Zwischen monarchischen und demokratischen Tendenzen vermittelte in dieser Optik das aris-

74 „Ludzkością, ślachtetnem rycerstwem, myśliwstwem i innymi obyczajami nam bardzo podobni.“ [Anon.], *Commoda Henrici*, S. 496. Es gab freilich auch die gegenteilige Meinung, dass Heinrich von Valois „in den Sitten auch nicht mit uns übereinstimmt, außer im Essen und Trinken“: [Anon.], *Krakowski skrypt przeciwko królewicowi francuskiemu*, in: Czubek (Hg.), *Pisma polityczne*, S. 459f., hier S. 459.

75 Monluc, *Oratio*, S. 7v-8r.

76 Man könnte es als eine Pointe bezeichnen, dass Monluc diese Übersetzung keineswegs für das Publikum in der Rzeczpospolita ‚erfinden‘ musste, sondern dass sie auch in französischen Quellen der Zeit auftaucht, vgl. etwa den Titel des Werks von Barnabé Brisson, *Barnabae Brissonii regii consistorii consiliarii, amplissimique senatus Parisiensis praesidis de formulis et sollemnibus Populi Romani verbis, libri VIII*, Paris 1583.

77 Monluc, *Oratio*, S. 7v. Interessanterweise ist es auch in der französischen Übersetzung dieser Rede möglich, zu behaupten, dass die Parlements der *gens Gallica* wie von Gott zugestanden worden seien, damit die Untertanen „[puissent] poursuivre leurs droicts en Justice à l'encontre des Roys mesmes“: Jean de Monluc, *Harangve Faicte Et Prononcee De La Part Dv Roy Tres-Chrestien, Le 10. iour du mois d'Auril. 1573 Par Tres-reuerend & Illustre Seigneur Iean de Montluc, Euesque & Conte de Valence & Dye, ... en l'assemblée tenue à vvarssaue, pour l'election du nouveau Roy, apres le decez du Serenissime Sigismund Augvste*, Paris 1573, S. 12r.

tokratische Element des Senats; genau auf diese Balance waren die politischen Denker der damaligen Szlachta so stolz, wenn sie sich auf ihren eigenen Staat, die Rzeczpospolita, bezogen.⁷⁸ An einer Stelle behauptete Monluc sogar, dass „keine Völker auf dem ganzen Erdkreis zu finden sind, bei denen in allen Dingen solche Übereinstimmung herrscht wie zwischen dem gallischen und dem polnischen.“⁷⁹ Für die „alte Freundschaft“⁸⁰ der beiden Nationen, so lässt sich der Gang des Arguments zusammenfassen, könne es kaum ein sichereres Fundament geben als diese umfassende Konvergenz.

Fazit

Zum Abschluss ist somit festzuhalten, dass Leugnung von Kontingenz und Behauptung von Konvergenz eine wichtige Rolle in der französischen Wahlwerbung spielten. Gleiches gilt für das Bemühen, das Ereignis der Bartholomäusnacht in seiner nachträglichen Kontingenz zu kontrollieren. Das alles sollte allerdings nicht zu der Überzeugung verführen, dass Monluc, Solikowski und ihre Mitstreiter nur an der Verneinung oder Zähmung von Kontingenz interessiert gewesen seien. Es deutet sich nämlich in der Wahlkampagne des Interregnums auch ein gegenläufiger Modus an: der des gezielten Öffnens von Möglichkeitsräumen, also der Steigerung wünschenswerter Kontingenz. Zum Beispiel wurde Heinrichs Kandidatur Anfang 1573 zu einer breiten Projektionsfläche in der hitzigen Debatte um die Warschauer Konföderation. Die Befürworter der Konföderation erwarteten deren Bestä-

78 Vgl. zum Verhältnis von monarchischer *majestas*, adliger *libertas* und dem Senat im politischen Denken der Zeit zum einen die bereits zitierten Arbeiten von Anna Grzeskowiak-Krwawicz und Dorota Pietrzyk-Reeves; zum anderen siehe Karin Friedrich, *Konfessionalisierung und politische Ideen in Polen-Litauen (1570–1650)*, in: Bahlcke und Strohmeyer (Hg.), *Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa*, S. 249–265, v.a. S. 252f.

79 Monluc, *Oratio*, S. 7r: „nullae gentes in toto orbe reperiri possunt, inter quas de rebus omnibus conveniat, atque Gallica & Polonica“. Ganz ähnlich [Solikowski], *Sententia cuiusdam*, S. 450: „na świecie niemasz żadnej nacyej podobniejszej Polakom, jako Francuzowie“ („es gibt auf der Welt keine Nation, die den Polen ähnlicher ist als die Franzosen“).

80 Monluc, *Oratio*, S. 4r: „veterem quae Gallis vobiscum intercessit amicitiam“. Auch Choisinin meint in seinem Bericht: Die Einwohner von Danzig „redoubleront l’amitié qu’ils ont si longuement entretenue avec les François“. Choisinin, *Mémoires*, S. 38.

tigung durch den künftigen König und wurden darin durch Monluc sehr weitgehendes Entgegenkommen bestätigt.⁸¹ Die anfangs recht zahlreichen und vor allem lautstarken⁸² Gegner der Konföderation konnten sich unterdessen aber Hoffnungen darauf machen, dass Heinrich von allen Thronbewerbern am ehesten geeignet und fähig sein würde, das Dokument zu entwerfen.

Zumindest machte gerade Solikowski in der *Rozmowa Kruszwicka* keinen Hehl daraus, dass er die Konföderation in ihrer gegenwärtigen Gestalt radikal ablehnte. Sie drohe zum einen die Rzeczpospolita zu spalten, da sie ohne Zustimmung der allermeisten Bischöfe und eines Teils der Szlachta zustandegekommen sei; zum anderen seien ihre Bestimmungen so schwammig, dass man am Ende gar Untaten wie Blasphemie oder Inzest begehen und sich dann auf die Konföderation berufen könnte, um ungeschoren davonzukommen.⁸³ Solikowski nutzte also ein und dieselbe Flugschrift dazu, Heinrichs Kandidatur zu verteidigen und die Warschauer Konföderation zu verteufeln, die er selbst als Erzbischof von Lemberg nicht unterzeichnet hatte. Mit dieser durchaus gewagten Strategie versuchte er, die Befürworter eines streng katholischen Kurses in der Rzeczpospolita davon zu überzeugen, dass die französische Bewerbung um den Thron die vielversprechendste sei, ungeachtet des ostentativen Wohlwollens, das Monluc den Protestanten entgegenbrachte.

Heinrich von Valois wurde 1573 in Polen-Litauen also nicht zuletzt deshalb wählbar, weil seine Befürworter es so gut verstanden, ungewünschte Kontingenz zu reduzieren und wünschenswerte Kontingenz aufzubauen. Nicht alles lässt sich auf die rhetorischen Drahtseilakte reduzieren, die insbesondere Monluc und Solikowski vollführten. Vielmehr, so hoffe ich gezeigt zu haben, funktionierte die französische Wahlkampagne nur, weil Akteure aus West- und Osteuropa sich in einer gemeinsamen politischen Sprache miteinander verständigen konnten, etwa wenn es um Ritterlichkeit, Nationsverständnis und

81 Vgl. z.B. Grzybowski, *Sylwetka*, S. 64f.

82 Mirosław Korolko, *Klejnot swobodnego sumienia. Polemika wokół konfederacji warszawskiej w latach 1573–1658*, Warszawa 1974, v.a. S. 60–76.

83 [Solikowski], *Rozmowa Kruszwicka*, S. 475f.

Verfassungslehre ging.⁸⁴ In dieser Sprache gelang es den pro-französischen Stimmen, Zweifel an Heinrichs Ehre und an seiner charakterlichen Eignung zu zerstreuen. Zugleich wirkte Heinrichs relative Unbekanntheit in der Rzeczpospolita zu seinen Gunsten, da er noch nicht sehr tief in polnisch-litauische Klientelnetze verstrickt und deshalb konsensfähiger war. Insgesamt bildet das Nebeneinander von Kontingenz und Konvergenz kein Paradox ab. Vielmehr konnte die Vision einer Konvergenz zwischen dem *Royaume de France* und der Rzeczpospolita gerade deshalb entstehen und sich politisch durchsetzen, weil dank der intensiven Kontingenzerfahrung des Interregnums so vieles möglich schien.

84 Zum humanistischen Nationsverständnis: Caspar Hirschi, *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005, v.a. S. 388–399 zum Nationalitätenproblem bei einer anderen Herrscherwahl, nämlich der Karls V. Ein starkes Argument gegen die Annahme eines polnisch-litauischen Sonderwegs kommt jüngst von Miia Ijäs, *Res publica Redefined? The Polish-Lithuanian Transition Period of the 1560s and 1570s in the Context of European State Formation Processes*, Frankfurt am Main 2016, v.a. S. 62.

Torsten Fried

Münzen für Christian I. Louis von Mecklenburg aus Paris

Zur Repräsentation einer Beziehungsgeschichte
mit Ludwig XIV.

Herzog Christian I. Louis von Mecklenburg-Schwerin (1623–1692) und König Ludwig XIV. von Frankreich (1638–1715) verband eine nicht ganz gewöhnliche Beziehung.¹ Die weltgewandte Liselotte von der Pfalz (1652–1722) erinnerte sich noch Jahrzehnte später – so jedenfalls schrieb sie 1719 – an eine merkwürdige Audienz, von der ihr der König berichtet hatte. Demzufolge hatte der Mecklenburger eine Audienz erbeten und diese bekommen, weil der König vermutete, es ginge um etwas sehr Wichtiges. Der Herzog aber habe den König lange schweigend angesehen und sodann gesagt: „Man sagt, ich sähe Euch ähnlich, und obschon Ihr einen erhabenen Gesichtsausdruck habt, versichert man, ich hätte ein besseres Gesicht als Ihr.“ Die Frage des Königs, ob der Herzog noch etwas anderes zu sagen habe, habe dieser verneint und sich mit einer Reverenz verabschiedet.²

1 Über Christian I. Louis hielt der Historiker Richard Wagner fest: „Er war ein gewandter Kavalier, auch ein guter Reiter geworden. Leider hatte auch die Vorliebe für französisches Wesen in seinem Herzen Wurzel gefaßt, die er fortab sein Leben hindurch festgehalten hat“; Richard Wagner, *Studien zur Geschichte des Herzogs Christian (Louis) (1658–1692)* I.: *Herzog Christian vor seiner Thronbesteigung*, in: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 70 (1905), S. 191–234, hier S. 206. Noch heute erscheint er in der Historiographie mit dem Zusatz „Fast ein Franzose“; vgl. Wolf Karge, Ernst Münch und Hartmut Schmied, *Die Geschichte Mecklenburgs von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Rostock 2011, S. 88–91.

2 „Er [Christian I. Louis – T. F.] fordert dem könig eine audientz. Der könig meinte – er hette ihm waß particulir undt wichtiges zu sagen. Ließ in zu St Germain in sein cabinet kommen; Er stundt vor dem könig – sahe ihn lang ahn ohne reden – endtlich sagte er – Sire je vous trouve cru [Sire, ich stelle fest, dass Sie gewachsen sind]. Der könig lachte – sagte – je suis hors dage de croistre [Ich bin nicht mehr in einem Alter, in dem man wächst]; Da sagte der hertzog – vous estes bien fait Sire et avés bonne mine – on dit que je vous ressemble et quoy que vous ayés la mine haute, on assure que je lay encore melleure que vous [Sie sind gut gebaut, Sire, und habt einen angenehmen Gesichtsausdruck; man sagt, dass ich Euch ähnele

Zum Verwechselln ähnlich sehen sich Christian I. Louis und Ludwig XIV. auch auf einigen Münzen/Medaillen und das Porträt des einen wurde sogar für ein Gepräge des anderen verwendet. Den Gründen für diesen verwunderlichen Umstand wird in diesem Artikel nachgegangen: mit einem einleitenden Blick auf die besondere Verbindung von Fürst und König, mit einer Darlegung von Aspekten der fürstlichen Repräsentation dieser Verbindung zum König und schließlich mit einer auf neu entdecktem Archivmaterial beruhenden Analyse einer überraschenden Episode mecklenburgischer bzw. mecklenburgisch-französischer Münzprägung.

1. Christian I. Louis und Louis XIV.

Schon 1644 hatte Christian, damals noch Prinz von Mecklenburg, dem gerade fünfjährigen Ludwig XIV. seine Aufwartung gemacht³ und

und obschon Ihr majestätisch ausseht, versichert man mir, dass ich noch majestätischer aussehe als Ihr]; Der könig sagte – *naves vous que cela a me dire; Non [Habt Ihr mir sonst nichts zu sagen? Nein] – sagte der hertzog – machte eine reverentz undt ging fort; Der könig verzehlte es mir gleich abends – aber nicht ohne hertzlich zu lachen [...]. Brief vom 6. Mai 1719, in: Hannelore Helfer (Hg.), Liselotte von der Pfalz in ihren Harling-Briefen, 1, Hannover 2007, S. 512–514 Nr. 313, hier S. 513. Vgl. auch Georg Christian Friedrich Lisch, *Ueber den Charakter des Herzogs Christian I. Louis*, in: Mecklenburgische Jahrbücher 9 (1844), S. 244–246. – Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass „Madame Palatin“ als fürstliche Münzsammlerin in Erscheinung getreten ist; vgl. Dirk Van Der Cruysse, *Madame Palatine numismate*, in: Cahiers Saint-Simon 14 (1986), S. 13–34; Karl Kollnig, *Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Eine fürstliche Münzsammlerin*, Melsungen 1987.*

3 Wagner, Studien [1], S. 203. Insgesamt stehen die Arbeiten von Richard Wagner für die ältere biographische Forschung über diesen mecklenburgischen Herzog, vgl. weiterhin: *Herzog Christian (Louis) I. 1658–1692*, Berlin 1906 (Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen, Heft 9); Ders., *Studien zur Geschichte des Herzogs Christian I. (Louis) (1658–1692)*, [2]: *Bündnis mit Frankreich und zweite Ehe*, in: Mecklenburgische Jahrbücher 74 (1909), S. 1–70; Ders., *Studien zur Geschichte des Herzogs Christian I. (Louis)*, [3]: *Der Feldzug des Herzogs Christian Louis und des Regiments Halberstadt für Ludwig XIV. (1672–1674)*, in: Mecklenburgische Jahrbücher 86 (1922), S. 19–42. In der jüngsten Vergangenheit hat sich vor allem Sebastian Joost mit diesem Herzog beschäftigt, vgl. insbesondere: *Zwischen Hoffnung und Ohnmacht. Auswärtige Politik als Mittel zur Durchsetzung landesherrlicher Macht in Mecklenburg (1648–1695)*, Berlin/Münster 2009 (Rostocker Schriften zur Regionalgeschichte 2); Ders., *Herzog Christian I. Louis, Herzog von Mecklenburg-Schwerin*, in: Andreas Röpcke (Hg.) unter Mitwirkung von Nils Jörn, Wolf Karge, Ernst Münch und Peter-Joachim Rakow, *Biographisches Lexikon für Mecklenburg*, Rostock 2009, S. 104–110. Im größeren Zusammenhang vgl. Indevrati Félicité, *Négociier pour exister. Les villes et duchés du nord de l'Empire face à la*

danach bei Kardinal Mazarin (1602–1661) die Genehmigung erbeten, am Feldzug gegen die Spanier in den südlichen Niederlanden teilnehmen zu dürfen. Als Volontär im Range eines Rittmeisters kämpfte er bei der Belagerung der Stadt Gravelingen an vorderster Front und verhinderte einen nächtlichen Ausbruch der spanischen Truppen.

Das Engagement auf Seiten Frankreichs ist nicht zuletzt als Ausdruck realpolitischer Gegebenheiten zu verstehen. Schon bald nach seiner Regierungsübernahme 1658 musste Herzog Christian I. zur Kenntnis nehmen, dass ihm sowohl außen- als auch innenpolitisch die Hände gebunden waren. Schon die angestrebte Neutralität im Schwedisch-Polnischen Krieg fand er durch fremde Truppen verletzt. Zudem setzten sich die mecklenburgischen Stände, die Ritterschaft und die Landschaft, erfolgreich gegen alle seine Bemühungen zur Wehr, ihren Einfluss zu schmälern.⁴ Da er in diesem Konflikt beim Kaiser keinen Rückhalt fand, wandte sich der Mecklenburger nach Westen, um den französischen König als einen mächtigen Verbündeten zu gewinnen. Nach anfänglichem Misstrauen von Seiten des Franzosen fand man schnell zueinander: Bereits im Dezember 1663 schlossen Frankreich und Mecklenburg eine Allianz⁵ und tatsächlich kämpften Soldaten des Herzogs 1672 im Holländischen Krieg für Frankreich.

France 1650–1730, Berlin/Boston 2016 (Pariser Historische Studien 105), Teilübersetzung: *Das Königreich Frankreich und die norddeutschen Hansestädte und Herzogtümer (1650–1730). Diplomatie zwischen ungleichen Partnern*, Köln 2017 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, Neue Folge 65).

⁴ Vgl. Hans-Joachim Ballschmieter, *Andreas Gottlieb von Bernstorff und der mecklenburgische Ständekampf (1680–1720)*, Köln/Graz 1962 (Mitteldeutsche Forschungen 26); Peter Wick, *Versuche zur Errichtung des Absolutismus in Mecklenburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Territorialabsolutismus*, Berlin 1964 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften des Instituts für Geschichte, Reihe II: Landesgeschichte 8); zum mecklenburgischen Ständekonflikt insgesamt vgl. Sigrid Jahns, „Mecklenburgisches Wesen“ oder absolutistisches Regiment. *Mecklenburgischer Ständekonflikt und neue kaiserliche Reichspolitik (1658–1755)*, in: Paul-Joachim Heinig, Sigrid Jahns, Hans-Joachim Schmidt, Rainer Christoph Schwinges und Sabine Wefers (Hg.), *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw*, Redaktion: Barbara Krauß, Berlin 2000, S. 323–351 (Historische Forschungen 67); Michael Busch, *Machtstreben – Standesbewusstsein – Streitlust. Landesherrschaft in Mecklenburg von 1755 bis 1806*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 25–50 (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns 13).

⁵ Vgl. Joost, *Hoffnung und Ohnmacht*, S. 106–111; Félicité, *Königreich Frankreich*, S. 39–43.

In den 1660er Jahren wurde die Bindung durch Heiratspolitik, Konfessionswechsel, Patenschaft und Ordensverleihung untermauert. Im Jahr 1664 heiratete Christian I. Isabelle-Angélique aus der vom Frankenkönig Hugo Capet abstammenden und prestigereichen Familie Montmorency-Bouteville (1627–1695).⁶ Zuvor, im September 1663 war der mecklenburgische Lutheraner zum katholischen Glauben übergetreten.⁷ Weil Ludwig XIV. als Firmpate fungierte, erhielt Christian auch dessen Namen und wurde so zu Christian I. Louis. Überdies nahm Ludwig XIV. seinen nunmehrigen geistlichen Verwandten Christian I. Louis am 3. November 1663 in den Michaelsorden und am folgenden Tag in den Orden vom Heiligen Geist auf, den bedeutendsten französischen Orden.⁸ Der französische König bediente sich

6 Vorerst heimlich, da seine frühere Gattin Christine Margarethe (1615–1666) nicht in die vom Papst ausgesprochene Scheidung einwilligte; vgl. Nicole Reinhardt, *Von Amazonen und Landesmüttern. Isabelle-Angélique duchesse de Châtillon und Christian Louis Herzog von Mecklenburg: Ein deutsch-französisches Missverständnis?*, in: Mecklenburgische Jahrbücher 119 (2004), S. 161–182; Joost, *Hoffnung und Ohnmacht*, S. 91–105; Vgl. außerdem Günter Scheel, *Hannover 1679 – Fürstliche Repräsentation anlässlich des Besuchs der Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, Isabelle Angélique de Montmorency*, in: Peter Aufgebauer und Christine van den Heuvel (Hg.) unter Mitarbeit von Brage bei der Wieden, Sabine Graf und Gerhard Streich, *Herrschaftspraxis und soziale Ordnung. Ernst Schubert zum Gedenken*, Hannover 2006, S. 221–230.

7 Vgl. Joost, *Hoffnung und Ohnmacht*, S. 75–82; Georg Diederich, *Schlosskirche, Stall und erste Kapelle. Zur Geschichte der katholischen Kirche in Mecklenburg vom nachreformatorischen Neubeginn bis zum Ende der Schweriner Jesuitenmission*, in: Mecklenburgische Jahrbücher 130 (2015), S. 105–150, hier S. 105–109. Zu fürstlichen Konversionen vgl. allgemein: Friedrich Niewöhner und Fidel Rädle, *Konversionen im Mittelalter und in der Frühneuzeit*, Hildesheim/Zürich/New York 1999; Heinz Duchhardt und Gerhard May, *Union – Konversion – Toleranz. Dimensionen der Annäherung zwischen den christlichen Konfessionen im 17. und 18. Jahrhundert*, Mainz 2000; Angelika Lozar und Angelika Schaser, *Die Rückkehr zum „wahren Glauben“: Konversionen im 17. Jahrhundert*, in: Frühneuzeit-Info 13 (2003), S. 65–74; Ute Lotz-Heumann, Jan-Friedrich Missfelder und Matthias Pohl (Hg.), *Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit*, Gütersloh 2007. Neuerdings wird herausgestellt, dass die konfessionellen Grenzen nicht ein für allemal gezogen und stabil waren; vgl. Andreas Pietsch und Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.), *Konfessionelle Ambiguität. Uneindeutigkeit und Verstellung als religiöse Praxis in der Frühen Neuzeit*, Gütersloh 2013.

8 Christophe Levantal, *Louis XIV. Chronographie d'un règne ou Biographie chronologique du Roi-soleil établie d'après la „Gazette“ de Théophraste Renaudot. Les 28 121 journées du Roi entre le 5 septembre 1638 et le 1er septembre 1715, 1 (1638–1682)*, Paris 2009, S. 228. Zu den beiden französischen Orden vgl. insgesamt die Artikel „Cordon bleu“ (François Bluche), „Saint-Esprit (Ordre du)“ (Hervé Pinoteau), „Saint-Esprit (Liste des chevaliers du)“ (Frédéric Dagay) und „Saint-Michel (Ordre de)“ (Hervé Pinoteau), in: François Bluche (Hg.), *Dictionnaire*

so einer Praxis, die höfische Rittervereinigungen als Instrument der Diplomatie verstand.⁹ In freudiger Erwartung dieser Aufnahmefeierlichkeiten hatte Christian seinen Räten bereits am 2. November mitgeteilt: „Und darbei wird's gewiß nicht bleiben.“¹⁰ Von seinen Nachbarn werde er nun ernstgenommen werden – „considerable“ sein; er erwartete sich eine Stärkung insbesondere im Verhältnis zu seinem gegnerischen Cousin, dem Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow (1633–1695), aber auch gegenüber dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633–1714). Die hoffnungsfrohe Bindung an Frankreich werde ihm noch mehr bringen: „mehr gütige Bezeigung, Affektion, Allianz und Conföderation“. Dieser Hoffnung half der Herzog nach und sorgte dafür, dass seine Bindung an Frankreich in seiner Repräsentation sinnfällig wurde.

2. Die Frankreichbindung in der fürstlichen Repräsentation

Seine Wahl zum Ordensritter brachte Christian Louis einen immensen Zuwachs an symbolischem Kapital, das umso mehr Gewinn abwarf, je stärker ihre öffentliche Wahrnehmung abgesichert war. Im „Teutschen Hof-Recht“ von Friedrich Carl von Moser sollte es später heißen: „Unter denen am meisten in die Augen fallenden Vorzügen stehet das Recht, den Orden sowohl in der Titulatur, als auch um das

du Grand Siècle, nouvelle édition revue et corrigée, Paris 2005, S. 408, 1384, 1384–1388 und 1395 (die Mitgliedschaft von Christian Louis im Ordre de Saint-Esprit, ebd., S. 1387); Anne de Chefdebien, Laurence Wodey unter Mitarbeit von Bertrand Galimard Flavigny, *Ordres et décorations en France*, Paris 2006, S. 28–37; grundlegend jetzt auch: Martin Wrede, *Ohne Furcht und Tadel – Für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst*, Ostfildern 2012, besonders S. 231–315 (Beihefte der Francia 75); Vetter nennt in seinem Verzeichnis der Ordensritter Christian I. Louis nicht, da Ausländer und fremde Souveräne mitunter nicht zu den Mitgliedern gerechnet wurden; Peter Vetter, *Der französische Ritterorden vom Heiligen Michael (1469–1830)*, Diss. Bonn 1979.

⁹ Friedrich Johannes Kalf, *Funktion und Bedeutung des Ordens vom Goldenen Vlies in Spanien vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Ein Beitrag zur allgemeinen Ordensgeschichte*, Diss. Bonn 1963, S. 15 („Vertragswerke und Pakte“); Horst Fuhrmann, *Pour le Mérite. Über die Sichtbarmachung von Verdiensten. Eine historische Besinnung*, Sigmariningen 21996, S. 28.

¹⁰ Wagner, *Studien* 2, S. 35f.

Wappen, auf Sigeln, Pettschaften, Münzen, an der Equipage, Silber-Service etc. zu führen.“¹¹

Auf einem von Charles Beaubrun (1604–1692) gemalten Porträt des Mecklenburgers ist das abgebildete Kleinod problemlos als das des Heilig-Geist-Ordens zu erkennen (Abb. 1);¹² ein zum Verwechseln ähnlich komponiertes Gemälde von Claude Lefèvre (1632–1674) zeigt den Sonnenkönig – auf seinem Harnisch in exakt gleicher Ansicht der Orden (Abb. 2).¹³

Christian I. Louis ergänzte seine Intitulatio durch den Zusatz „Ritter der Orden des allerchristlichsten Königs“ und er nahm entsprechende Siegeländerungen vor.¹⁴ Sogar seine Waffen ließ er mit dem neu dekorierten Wappen kennzeichnen. Hierzu zählt eine doppel-läufige Pistole des französischen Büchsenmachers Bertrand Piraube (tätig um 1686–1705), der zu den bedeutendsten Meistern seines Faches gehörte.¹⁵ Noch heute eindrucksvoll und im Thronsaal des Schweriner Schlosses zu bewundern ist eine Tapiserie in der Größe von ca. 2,30 x 2,30 m, die der Mecklenburger in Auftrag gab und die ebenfalls sein ordengeschmücktes Wappen zur Schau stellt.¹⁶

Die Mitgliedschaft des Mecklenburgers in einem der angesehensten europäischen Ritterorden dürfte aber in erster Linie durch ein ganz bestimmtes Medium Verbreitung gefunden haben. Gemeint sind

11 Friedrich Carl von Moser, *Teutsches Hof-Recht*, 2 Bde., Frankfurt/Leipzig 1754f., hier 2, S. 736.

12 Staatliche Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen Mecklenburg-Vorpommern (SSGK-MV), Staatliches Museum Schwerin, Abteilung Gemälde/Plastik, Inv.-Nr. G 279.

13 Nicolas Milovanovic und Alexandre Maral, *Louis XIV, l'homme & le roi*, Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Schloss Versailles vom 19. Oktober 2009 bis 7. Februar 2010, Paris 2009, S. 395 Nr. 69, Abb. S. 199.

14 Ernst Boll, *Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte 2*, Neubrandenburg 1856, Reprint 1995, S. 178; Hans-Heinz Schütt, *Das Mecklenburger Fürstenwappen von 1668. Erläuterungen zu Entstehung, Inhalt und Geschichte des Fürstenwappens*, Schwerin 1997, S. 27 (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Landeshauptarchivs Schwerin 2).

15 SSGK-MV, Staatliches Museum Schwerin, Kunsthandwerk, Inv.-Nr. KJ 2010; zu Bertrand Piraube vgl. Ulrike Weinhold, *Steinschlossfeuerwaffen des französischen Hofbüchsenmachers Bertrand Piraube in der Dresdner Rüstkammer*, in: *Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden* 28 (2000), S. 17–32; Gerhard Quaas (Hg.), *Hofjagd. Aus den Sammlungen des Deutschen Historischen Museums*, Berlin 2002, S. 61 und S. 99, Nr. 93.

16 SSGK-MV, Staatliches Museum Schwerin, Kunsthandwerk, Inv.-Nr. KH 1357.

Münzen, denn die gingen wirklich von Hand zu Hand – welches andere Medium der Herrschaftsrepräsentation konnte eine solche Verfügbarkeit und Resonanz?¹⁷ Deshalb erscheint auf den von Christian nach 1663 geprägten Gold- und Großsilbermünzen selbstredend der gekrönte mecklenburgische Wappenschild mit den Insignien des Ordens vom Heiligen Geist (und denen des Michaelsordens).¹⁸ In seinen „Münz-Belustigungen“ meinte Johann David Köhler (1684–1755) dazu bei der Vorstellung eines 1670er Talers etwas despektierlich:¹⁹

Er [Christian I. Louis – T. F.] nennete sich in seinen lands-fürstlichen Ausschreiben und Befehlen, Chevalier des Ordres du Roi tres-chretien, einen Ritter vom Orden des allerchristlichsten Königs, er bezierte mit dieser Slaven-Kette [sic!] sein Fürstliches Wappen, wie auf diesen Thaler zu sehen, und er bezeigte sich nicht anders, als wann er in einen Französischen Duc oder Marquis verwandelt worden.

Herzog Christian I. Louis prägte in Mecklenburg in großem Umfang Münzen.²⁰ Er hatte im Februar 1658 gerade die Regierung übernommen, als schon ein erstes Münzprojekt an ihn herangetragen wurde und sein Interesse weckte. Seitdem beschäftigte er sich immer wie-

17 Vgl. Torsten Fried, *Geprägte Macht. Münzen und Medaillen der mecklenburgischen Herzöge als Zeichen fürstlicher Herrschaft*, Köln/Weimar/Wien 2015 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 76).

18 Michael Kunzel, *Das Münzwesen Mecklenburgs von 1492 bis 1872. Münzgeschichte und Geprägekatalog*, Berlin 1994, S. 369ff. Nr. 225ff., S. 461 Nr. 635f. (Berliner Numismatische Forschungen, Neue Folge 2).

19 Johann David Köhler, *Wöchentliche Historische Münz-Belustigung* 5 (1733), S. 185–192, hier S. 192; zu Köhler vgl. A. Peter Bräuer, *Johann David Köhler und die Numismatik*, in: Numismatische Hefte 50 (1990), S. 3–34; Martin Girtl, *Die silberne Geschichte der deutschen Aufklärung. Numismatik und die Entstehung der Geschichtswissenschaft*, in: Ders. und Brian W. Ogilvie, *Sammeln in der Frühen Neuzeit*, Berlin, 1996, S. 57–93, hier S. 80–83 und passim (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Preprint 50); Thomas Vogtherr, *Von den Münzbelustigungen zur akademischen Disziplin. Anmerkungen zum Verhältnis von Numismatik und Geschichtswissenschaft*, in: Reiner Cunz und Claus-Arthur Scheier (Hg.), *„Geld regiert die Welt“*. Numismatik und Geldgeschichte – Grundsatzfragen interdisziplinär. Beiträge aus Wissenschaftsgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte sowie Wirtschaftsgeschichte, Braunschweig 2004, S. 13–31, hier S. 18 (Carl-Friedrich-Gauß-Kolloquium 2003. Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 53).

20 Zur Münzpolitik von Herzog Christian I. Louis vgl. Kunzel, *Münzwesen*, S. 105–121.

der mit Fragen der Münzprägung. Im Vordergrund stand dabei stets die Verpachtung der Münzstätten, um maximalen Profit zu erzielen; das eigene Risiko von Verlusten sollte möglichst gering gehalten werden. War zunächst der Münzbetrieb in Schwerin geplant, fand dann die Herstellung fürstlicher Gepräge in Dömitz und Ratzeburg statt. Die dort massenhaft geprägten minderwertigen Münzen kurbelten die Inflation an; im Handumdrehen fand man sich in der „Zweiten“ oder „Kleinen“ Kipperzeit wieder.²¹ Langfristige Folgen dieser Währungsmanipulationen interessierten den mecklenburgischen Herzog wenig, ging es ihm doch allein um schnelle Gewinne bei der Ausnutzung seines Münzregals.

In der Mehrzahl wurden Münzen geprägt, deren Wert unterhalb des Talers lag; beispielsweise bildeten bei den in Dömitz 1677/78 hergestellten Stücken $\frac{2}{3}$ - und $\frac{1}{3}$ -Taler einen Anteil von über 80 Prozent.²² Goldmünzen und Taler eigneten sich dagegen nicht für Münzmanipulationen, zumal der Münzfuß des Reichstalers immer noch uneingeschränkt Geltung besaß und nicht infrage gestellt wurde. Herzog Christian I. Louis emittierte auch kaum große Nominale: Dukaten 1670 und 1671, Taler 1669, 1670 und 1677 (Abb. 3).²³ Unwichtig waren ihm solche Stücke aber keineswegs, schließlich dienten gerade Dukaten und Taler als Mittel fürstlicher Repräsentation.

21 Vgl. Friedrich Freiherr von Schrötter, *Das deutsche Heckenmünzwesen im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts*, in: Deutsches Jahrbuch für Numismatik 1 (1938), S. 39–106; Konrad Schneider und Peter Krahe, *Das entlarfte Böse Münz-Wesen*, Koblenz 1981; im erweiterten Kontext vgl. zuletzt Michael North, *Geld- und Ordnungspolitik im Alten Reich*, in: Anja Amend-Traut, Albrecht Cordes und Wolfgang Sellert (Hg.), *Geld, Handel, Wirtschaft. Höchste Gerichte im Alten Reich als Spruchkörper und Institution*, Berlin 2013, S. 93–101, hier S. 100 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge 23); Niklot Klüßendorf, *Numismatik und Geldgeschichte. Basiswissen für Mittelalter und Neuzeit*, Peine 2015, S. 96.

22 Kunzel, *Münzwesen*, S. 114.

23 Ders., S. 369 Nr. 225 (Dukaten), S. 369f. Nr. 227–231 (Taler). Im Jahr 1675 ließ Christian I. Louis eine Gedenkmünze im Wert eines Talers auf dem Tod seines Bruders Johann Georg (* 1629) prägen; Ders., S. 377 Nr. G 269.

Zu Beginn der 1680er Jahre wollte der Mecklenburger die Prägung dieser Münzsorten fortsetzen. Im April 1680 schrieb er aus Antwerpen an seine Räte in Schwerin:²⁴

Das Müntzwesen ist noch an vielen orthen so gar nicht eingestellt, dukaten und Reichsthaler zu schlagen ist niemals verboten, Silber und gold ist oft mit vortheil zu vermüntzen, nur daß man sich darnach mit Fleis erkündige [...]

Ein gutes Jahr später kam der Herzog auf dieses Vorhaben zurück:²⁵

Was die befohlene Ausmünzung einer Menge von Reichstalern und Dukaten betrifft, da ists wahr, dass wir die Andrea Pension dazu nicht vergeifen können, unsere Meinung aber ist diese, man handele mit einigen Kaufleuten in Hamburg und Lübeck, daß sie ein Menge mit unseren Stempeln schlagen lassen und das gold und Silber dazu fournieren, sie können die gemünzten Sorten so lange bei sich behalten, biß wir sie ablösen oder verlangen wir sie nicht, so kann sie doch der Kaufmann ausgeben, denn es uns endlich gleich viel thut, nur wenn Unsere Müntze unter die Leute kömbt und gleich wol mit den Stempels etwas gearbeitet wird [...]

Man sieht: Es war dem Herzog ungemein wichtig, dass er als Münzherr von Dukaten und Talern in Erscheinung trat und dass diese Stücke weite Verbreitung fanden. Dennoch kam es trotz mehrmaliger Aufforderung durch Christian I. Louis in Mecklenburg bis zum Ende seiner Regierungszeit nicht mehr zur Emission von herzoglichen Talern und Dukaten.

Allerdings liegen solche Stücke aus dem Jahr 1681 vor.²⁶ Michael Kunzel vermutete als Prägestätte Ratzeburg, obgleich er zu beden-

24 Schreiben von Herzog Christian I. Louis an seine Räte vom 6. April 1680; Landeshauptarchiv Schwerin (LHAS), 2.12-1/23 Korrespondenz der Herzöge mit Räten und anderen Amtspersonen, Nr. 2122.

25 Schreiben von Herzog Christian I. Louis an seine Räte vom 5. Dezember 1681; LHAS, 2.12-1/23 Korrespondenz der Herzöge mit Räten und anderen Amtspersonen, Nr. 2124.

26 Kunzel, *Münzwesen*, S. 269 Nr. 226 (Dukat), S. 371 Nr. 232 (Taler).

ken gab, dass dort zu dieser Zeit kein Münzmeister angestellt war. Zu Recht stellte er heraus, dass sich in den im Landeshauptarchiv Schwerin überlieferten Münzakten keine Informationen über diese Dukaten- und Talerprägungen finden.²⁷

3. Mecklenburgische Münzprägung in Paris

Das Rätsel um den Entstehungsort der Dukaten und Taler von 1681 wäre wohl nie gelöst worden, wenn nicht an anderer Stelle neues Quellenmaterial ans Tageslicht gekommen wäre. Denn nicht im Schweriner Landeshauptarchiv, sondern im Pariser Nationalarchiv stieß man auf Schriftstücke, die den Nachweis erbringen, dass der Mecklenburg-Schweriner Herzog Christian I. Louis in der französischen Hauptstadt Münzen prägen ließ.²⁸

Im Januar 1681 wandte sich der „maître graveur“ Hercule Le Breton (um 1655–nach 1714) mit einem Bittgesuch an die „seigneurs de Cour des monnoyes“ in Paris.²⁹ Er habe im Auftrag des mecklenburgischen Fürsten zwei Prägestempel gestochen, auf der Vorderseite das Bildnis des Auftraggebers mit der Umschrift CHRIST LUD. D G DUX MEGAP. PRINC. VEND, auf der Rückseite das fürstliche Wappen und umlaufend JEOVA SORS MEA.³⁰ Die Stempel seien fertig und könn-

27 Ders., S. 117.

28 Archives nationales, Paris, Z^{lb} 417. Diese archivalischen Quellen machte mir dankeswerterweise Herr Arnaud Clairand vom Pariser Münzauktionshaus „Monnaies royales“ zugänglich. Bei der Übersetzung half mir in herausragender Weise Frau Dr. Marion Müller (Paris/Berlin), obgleich sie in jener Zeit mit der Verteidigung Ihrer Dissertation an der Goethe-Universität Frankfurt und der Université de Paris-Sorbonne IV sehr beschäftigt war (Mai 2016): „Das Schloss als Zeichen des Aufstiegs. Die künstlerische Ausstattung von Vaux-le-Vicomte im Spannungsfeld repräsentativer Strategien des neuen Adels im französischen 17. Jahrhundert“.

29 Zur Geschichte der Pariser Münze vgl. jüngst Dov Zérah, *La Monnaie de Paris. 12 siècles d'Histoire*, Paris 2006; für unsere Fragestellung noch wichtig: Jean-Marie Darnis, *L'impact de l'hôtel des monnaies de Paris sur les aspects artistiques dans la numismatique en France au Siècle des Lumières (1715–1774)*, in: Heinz Winter und Bernhard Woytek (Hg.), *Numismatik und Geldgeschichte im Zeitalter der Aufklärung. Beiträge zum Symposium im Residenzschloss Dresden, 4.–9. Mai 2009*, Wien 2015, S. 97–109 (Numismatische Zeitschrift 120/121).

30 Auf den Stücken: JEOVA SORS MEA (der Herr ist mein Los). Auch der schwedische König Karl XI. (1655–1697) nutzte auf seinen Münzen diese Devise, ein Zusammenhang lässt sich hierbei aber nicht erkennen. Vgl. Lars O. Lagerqvist, *Severiges och dess forna Besittningars*

ten an den „prince de Mecklebourg“ geliefert werden; vorher sollten lediglich noch Probeabschlüge gemacht werden. Le Breton bat nun die Verantwortlichen in der Pariser Münze, dies zu erlauben. Ende Februar wurde ihm die entsprechende Genehmigung erteilt.

Am 29. April folgte ein ähnliches Bittgesuch von Hercule Le Breton um die Genehmigung für zwei Stempel, in diesem Fall explizit für goldene Dukaten im Wert des Louis d'or. Am 13. Mai wurde ihm von den Herren Cotignon und Hamelin beschieden:

La Cour a permis et permet audit Le Breton de deslivrer lesdits carrez audit sieur prince de Meckelbourg après qu'il en aura fait des espreuves en l'hostel de la Monnoye ou aux galleries du Louvre en présence du conseiller rapporteur, desquels il en tirera deux parfaites de chaque carré pour donner audit sieur prince, et sera tenu de cizailler les autres, luy fait deffences d'en tirer aucunes espèces qu'en présence dudit conseiller rapporteur, dont sera dressé procez-verbal.

Dass der mecklenburgische Herzog die Dienste von Hercule Le Breton in Anspruch nahm, war kein Zufall. Dessen Karriere als Stempelschneider und Medailleur in Paris hatte gerade Fahrt aufgenommen.³¹ Seit Mitte der 1680er Jahre arbeitete er mit Thomas Bernard (1650–1713), Jérôme Roussel (1663–1713), Joseph Roettiers (1635–1703), Jean Mauger (um 1648–1722) und anderen an der „Histoire métallique“ des französischen Königs; die fast 300 Medaillen umfassende Serie sollte als Mittel der Propaganda eine Geschichte der Taten des Sonnenkönigs darbieten. Zu diesem Zweck wurde eine eigene Aka-

Guldmynt och Riksdaler från Gustav I til Carl xvi Gustaf. Samling Julius Hagander – Goldmünzen und Reichstaler Schwedens und seiner früheren Besetzungen von Gustav I. bis Carl XVI. Gustaf. Sammling Julius Hagander, Bern/Stockholm 1996, S. 132 und passim.

³¹ Vgl. J.-J. Guiffrey, *La monnaie des médailles. Histoire métallique de Louis XIV et de Louis XV d'après les documents inédits des archives nationales*, 2: Les graveurs, in: *Revue numismatique* 1889, S. 267–312, hier S. 267–273; *La Médaille au temps de Louis XIV*, Ausstellungskatalog, Paris, Hôtel de la Monnaie, Januar–März 1970, Paris 1970, S. 167–173; Jean-Marie Darnis, *Breton (Le Breton), Hercule*, in: Günter Meißner (begründet und mitherausgegeben), *Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker*, 14, München/Leipzig 1995, S. 153.

demie gegründet, die sich um die Gestaltung und Kommentierung der Stücke kümmerte. Beachtliche Verbreitung fanden die Medaillen auch dadurch, dass man von ihnen Stiche anfertigte, die dann in einem geschlossenen Druckwerk europaweit der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden.³²

Hercule Le Breton gehörte zwar nicht zu den führenden Medailleuren, die an der „Histoire métallique“ beteiligt waren, aber er agierte recht erfolgreich im Medaillengeschäft. Neben Christian I. Louis arbeitete er für einen zweiten deutschen Auftraggeber, den Kölner Erzbischof Joseph Clemens von Wittelsbach (1671–1723), für den er einen Jeton schuf.³³ Nach dem Frieden von Baden und Rastatt wurden derartige Kupferstücke bei seinem Wiedereinzug als Fürstbischof in Lüttich 1714 ausgeworfen.³⁴

32 Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand, avec des explications historiques, Par l'Académie Royale des Médailles & des Inscriptions, Paris 1702. Grundlegend dazu Josèphe Jacquot, Médailles et jetons de Louis XIV d'après le manuscrit de Londres add. 31.908., 4 Bde., Paris 1968; vgl. ferner Mark Jones, *Medals of the Sun King*, London 1979; Nicole Ferrier-Caverivière, *L'image de Louis XIV dans la littérature française de 1660 à 1715*, Paris 1981, S. 218–226; Sylvie de Turckheim-Pey, *Médailles du Grand Siècle. Histoire métallique de Louis XIV*, Paris 2004; Thierry Sarmant, *La République des médailles. Numismates et collections numismatiques à Paris au Grand Siècle des Lumières*, Paris 2003 (Les dix-huitième et dix-neuvième siècles 72); Ders., *De l'Académie des médailles à l'Académie des belles-lettres: Entre Mémoire et Histoire 1663–1716*, in: Barbara Marx und Christoph Oliver Mayer (Hg.), *Akademie und/oder Autonomie. Akademische Diskurse vom 16. bis 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main u. a. 2009, S. 281–295; Peter Burke, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*, Berlin 2009 (Titel der englischen Originalausgabe: *The Fabrication of Louis XIV.*, New Haven/London 1992), S. 122 und S. 246f.; *Claude-François Menestrier. Les jésuites et le monde des images*, hg. von Gérard Sabatier, Grenoble 2009 (Collection „La Pierre et l'Écrit“); James Mosley, *Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand (1702): the making of the book*, in: *Bulletin du bibliophile* 2008, S. 296–350; Nicolas Milovanovic und Alexandre Maral (Hg.), *Louis XIV, l'homme & le roi*, Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Schloss Versailles vom 19. Oktober 2009 bis 7. Februar 2010, Paris 2009, S. 189–191; Hendrik Ziegler, *Der Sonnenkönig und seine Feinde. Die Bildpropaganda Ludwigs XIV. in der Kritik*, Petersberg 2010; Yvan Loskoutoff, *Les médailles de Louis XIV et leur livre*, Mont-Saint-Aignon 2015; Torsten Fried und Mark Sven Hengerer, *Les médailles de Louis XIV et leurs livres dans le Saint-Empire*, in: Yvan Loskoutoff (Hg.), *Les médailles de Louis XIV et leur livre*, vol. 2, im Druck, Internetpublikation (ad interim): <https://doi.org/10.5282/ubm/epub.69184> (letzter Zugriff: 15.03.2020).

33 Félix Feuardent, *Jetons et méreaux depuis Louis IX jusqu'à la fin du Consulat de Bonaparte*, 3, Paris 1915, S. 307 Nr. 14582a (dort irrtümlicherweise 1744).

34 Vgl. Peter Claus Hartmann, *Die französischen Subsidienzahlungen an den Kurfürsten von Köln, Fürstbischof von Lüttich, Hildesheim und Regensburg, Joseph Clemens, im Spanischen*

Zurück zu Le Bretons erstem deutschen Auftrag: Die von ihm für Herzog Christian I. Louis gestochenen Stempel wurden sofort genutzt, wobei jeweils ca. 100 Dukaten und Taler geprägt worden sein dürften (Abb. 4, 5).³⁵ Die Stücke unterschieden sich qualitativ deutlich von den in Dömitz oder Ratzeburg hergestellten, besaß die Pariser Münze doch eine ungleich bessere technische Ausstattung.

Betrachtet man das Münzbild von Herzog Christian I. Louis, könnte man denken, dass König Ludwig XIV. abgebildet wurde.³⁶ Le Breton verwendete sogar bei einer Medaille auf das Bombardement von Genua 1684 das Brustbild des Mecklenburgers und deklarierte es als dasjenige des Sonnenkönigs (Abb. 6).³⁷ Schon bei einer früher hergestellten Medaille mit dem Bildnis von Christian I. Louis sticht die Ähnlichkeit mit dem Sonnenkönig geradezu ins Auge (Abb. 7).³⁸

Erbfolgekrieg (1701–1714), in: Historisches Jahrbuch 92 (1972), S. 358–372; Manfred Weitlauff, *Die Reichskirchenpolitik des Hauses Bayern unter Kurfürst Max Emanuel (1679–1726). Vom Regierungsantritt Max Emanuels bis zum Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges (1679–1701)*, St. Ottilien 1985 (Münchener Theologische Studien, Historische Abteilung 24). – Zu Auswurfmünzen vgl. Heinz Duchhardt, *Münzwurf und Krönungsmünze*, in: Hagen Keller und Nikolaus Staubach (Hg.), *Iconologia Sacra. Mythos, Bildkunst und Dichtung in der Religions- und Sozialgeschichte Alteuropas. Festschrift für Karl Hauck zum 75. Geburtstag*, Berlin/New York 1994, S. 625–631 (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 23); Heinz Duchhardt, *Der Billardtisch. Die Krönungs- und Auswurfmedaille Rudolfs II. von 1575*, in: Ders., *Studien zum Kaiseramt in der Frühen Neuzeit. Drei Beiträge*, Stuttgart 2016, S. 19–34 (Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, 1); Torsten Fried, *Italien – Byzanz – Russland: der Herrscher zwischen Freigebigkeit und Reichtum*, in: Sebastian Roebert et al. (Hg.), *Von der Ostsee zum Mittelmeer. Forschungen zur Mittelalterlichen Geschichte für Wolfgang Huschner/Dal Mar Baltico al Mediterraneo. Ricerche di storia medieval per Wolfgang Huschner*, Leipzig/Karlsruhe 2019, S. 251–264 (Italia Regia. Fonti e ricerche per la storia medievale 4).

³⁵ Bei den Dickabschlägen als Doppeldukaten bzw. Doppeltaler könnte es sich m. E. um die in den Schriftstücken genannten Probeabschläge handeln.

³⁶ Einen schnellen Zugriff auf die Münzen Ludwigs XIV. gestattet Victor Gadoury, *Monnaies royales françaises, Louis XIII à Louis XVI 1610–1792, cuivre, billon, argent, or*, Monte-Carlo 2012.

³⁷ Ein silbernes Exemplar gehört zum Bestand des Gothaer Münzkabinetts. Freundliche Mitteilung von Herrn Daniel Baumbach, M. A., vom 7. März 2017. Die Medaille findet sich nicht in der gedruckten „Histoire métallique“ von 1702.

³⁸ Michael Kunzel, *Die Gnadenpfennige und Ereignismedaillen der regierenden Herzöge und Großherzöge von Mecklenburg 1537 bis 1918*, Rostock 1995, S. 84 Nr. 29 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B: Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde 9). Dazu existiert ein zeitgleich entstandenes Pendant mit dem nach links gewandten Brustbild seiner zweiten Gemahlin Isabelle-Angélique; Wolfgang Virk, *Mecklenburgische Münzen und Medaillen aus dem Münzkabinet des Staatlichen Museums Schwerin*, Schwerin 1988, S. 83 Nr. 144.

Legt man dieses Stück neben das Gepräge von Jean Warin (Varin) (1607–1672) aus dem Jahr 1663 (Abb. 8),³⁹ dann ist die Ähnlichkeit der Dargestellten frappierend.

Der Künstler kreierte kein individuelles Abbild, sondern den herrscherlichen Status.⁴⁰ Indem sein Bildnis auf den Münzen erschien, war der Fürst gleichsam anwesend. Das Porträt zielte darauf ab, den Dargestellten als historisches Subjekt zu verorten, und zwar in seiner gesellschaftlichen und politischen Bedeutung. Ähnlich dem Staatsporträt⁴¹ wurde das Münzbild des Herrschers zum Inbegriff seiner Macht. Hierbei wurde keine Porträtähnlichkeit angestrebt, das heißt, man verzichtete bewusst darauf, die genauen Gesichtszüge der betreffenden Person wiederzugeben. Gerade am Hof des französischen Königs benötigte Christian I. Louis prestigegeladenen Stücke, um als deutscher Reichsfürst wahrgenommen zu werden.

Durfte der Mecklenburger als Reichsfürst überhaupt im Ausland Münzen prägen lassen? In der bis 1806 gültigen Reichsmünzordnung von 1559 wird darüber nichts ausgesagt; ein ausdrückliches Verbot

39 La Médaille au temps de Louis XIV, S. 87f.

40 Vgl. Fried, *Geprägte Macht*, S. 39–47.

41 Zu dieser Begrifflichkeit vgl. Marianna Jenkins, *The State Portrait. Its Origin and Evolution*, New York 1947 (Monographs on Archaeology and Fine Arts 3); Jörg-Dieter Gauger und Justin Stagl (Hg.), *Staatsrepräsentation*, Berlin 1992 (Schriften zur Kulturosoziologie 12); Jutta Götzmann, *Kaiserliche Legitimation im Bildnis*, in: Heinz Schilling, Werner Heun und Jutta Götzmann (Hg.), *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, 29. Ausstellung des Europarates in Berlin und Magdeburg, 2: Essays, Dresden 2006, S. 257–271; Stella Junger, *Präsentation im Bildnis deutscher Fürsten des 18. Jahrhunderts. Sachsen-Polen, Bayern und Brandenburg-Preußen zwischen Absolutismus und Aufklärung*, Münster 2011, S. 25–33 (Wissenschaftliche Schriften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Reihe X, 6). Darüber hinaus hat sich Matthias Müller intensiv mit dem Staatsporträt beschäftigt, so u.a. in den Beiträgen: *Die Individualität des Fürsten als Illusion der Malerei. Zum Verhältnis von Individualität, Typus und Schema in Regentenporträts der beginnenden Frühen Neuzeit*, in: Oliver Auge, Ralf-Gunnar Werlich und Gabriel Zeilinger (Hg.), *Fürsten an der Zeitenwende zwischen Gruppenbild und Individualität. Formen fürstlicher Selbstdarstellung und ihre Rezeption (1450–1550)*, Ostfildern 2009, S. 103–127 (Residenzenforschung 22); Ders., *Der idealbildliche Körper des kranken Königs. Die Staatsporträts des jungen Karls II. von Spanien als Erfindung eines charismatischen Rollenbildes für einen schwachen Regenten*, in: Mariacarla Gadebusch Bondio, Beate Kellner und Ulrich Pfisterer (Hg.), *Die Macht der Natur – gemachte Natur. Realitäten und Fiktionen des Herrscherkörpers zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit*, Florenz 2019, S. 255–278 (Micrologus Library 92).

findet sich nicht.⁴² Dennoch wurden in der Regel die Münzen der im Alten Reich Prägeberechtigten in deren Territorien hergestellt. Dass außer dem Mecklenburg-Schweriner Herzog ein anderer deutscher Fürst in Frankreich gängige Umlaufstücke schlagen ließ, ist bislang nicht bekannt.⁴³

Es blieb bei den 1681 durch Christian I. Louis in Paris geprägten Dukaten und Talern. Bis zu seinem Tod 1692 sollte er solche Münzen nicht wieder in Auftrag geben, sei es in Frankreich oder in Deutschland. Da die 1681er Stücke in keiner großen Zahl hergestellt wurden, sind sie in Sammlungen kaum zu finden. Es ist bezeichnend, dass es schon im „Thaler-Cabinet“ Michael Lilienthals von 1747 heißt: „Ist sehr rar.“⁴⁴ Der in London ansässige Gelehrte Thomas Nugent (um 1700–1772), der 1766/67 eine Reise durch Mecklenburg unternommen hatte, listete in einem seiner fiktiven Briefe einen Doppeldukaten von 1681 auf.⁴⁵ Das Münzkabinett Schwerin verfügte bis 1945 über

42 Josef Leeb (Hg.): *Die Reichsmünzordnung 1559*, in: Deutsche Reichstagsakten. Reichsversammlungen 1556–1662. Der Kurfürstentag zu Frankfurt 1558 und der Reichstag zu Augsburg 1559, Teilband 3, München 1999, S. 1953–1988 Nr. 804; weiterhin wichtig: Oliver Volckart (Hg.), *Eine Währung für das Reich. Die Akten der Münztage zu Speyer 1549 und 1557*, Stuttgart 2017 (Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit 23).

43 Vgl. Bernhard Prokisch, *Grunddaten zur europäischen Münzprägung der Neuzeit ca. 1500–1990. Münzstände, Prägeberechtigte, Prägezeiten, Münzstätten, Kurzbibliographie, Versuch einer Abfolgeordnung*, Wien 1993, S. 1–244 (Veröffentlichung des Instituts für Numismatik Wien 2).

44 [Michael Lilienthal,] *Vollständiges Thaler-Cabinet, das ist: Historisch-Critische Beschreibung derjenigen zweylöthigen Silber-Münzen, welche unter dem Namen Reichsthaler bekannt sind und seit drittelhalbhundert Jahren her von Kaysern, Königen, Churfürsten, Päbsten, Bischöffen, Herzögen, Fürsten, Grafen, Freyherren, Republiken und Städten auf allerhand Begebenheiten sind geschlagen*, Zweyte und viel vermehrte Auflage, Königsberg/Leipzig 1747, S. 472. Zu diesem Werk vgl. Martin Gierl, *Geschichte als präzisierte Wissenschaft. Johann Christoph Gatterer und die Historiographie des 18. Jahrhunderts im ganzen Umfang*, Stuttgart 2012, S. 118f. (Fundamenta Historica 4).

45 Thomas Nugent, *Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg*, Berlin/Stettin 1781f., neu hg., bearb. und kommentiert von Sabine Bock, Schwerin 2000, S. 377 Nr. 43. Zum Autor vgl. Erwin Neumann, *Ein aufgeklärter Ire in Mecklenburg. Thomas Nugents „Travels through Germany“ und ihre deutsche Übersetzung*, in: Wolfgang Griep (Hg.), *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Heide 1991, S. 185–196 (Eutinere Forschungen 1); Holger Thomas Gräf, *Nugent, Thomas*, in: Sabine Petke (Hg.), *Biographisches Lexikon für Mecklenburg*, Rostock 2001, S. 182–185 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe A, 3); zu numismatischen Aspekten seines Werkes vgl. Niklot Klüßendorf, *Die Anfänge der mecklenburgischen Münzwissenschaft im Spiegel der*

zwei doppelte und einen einfachen Dukaten sowie über einen Doppeltaler; seit ihrer Auslagerung im Zuge des Zweiten Weltkrieges gelten diese Exemplare als kriegsbedingt vermisst.⁴⁶ Heute gehört ein Taler von 1681 zum Bestand der Schweriner Sammlung.⁴⁷ In Paris ist keines der mecklenburgischen Stücke mehr vorhanden.⁴⁸ Dass die Stücke von 1681 außergewöhnlich rar sind, beweist die unlängst stattgefundenen Versteigerung eines Doppeltalers. Bei einem Schätzpreis von € 40.000 erfolgte der Zuschlag bei € 110.000 – für eine neuzeitliche Münze ein horrender Betrag.⁴⁹

Fazit

Man sieht: Die Beschäftigung mit Münzen sollte in der Kulturgeschichte des Politischen⁵⁰ in Europa nicht fehlen. Schließlich handelt es sich bei ihnen um Produkte herrscherlicher Gewalt, die sowohl als Zahlungsmittel als auch als Mittel fürstlicher Repräsentation dienen, also weite Verbreitung und bewusste künstlerisch-politische Gestaltung vereinen.

Reiseberichte des Thomas Nugent aus dem Jahre 1766, in: Festschrift für Christa Cordshagen, 1999, S. 251–268 (Mecklenburgische Jahrbücher, Beiheft zu 114).

46 Dokumentation der kriegsbedingt vermissten Kunstwerke des Mecklenburgischen Landesmuseums, 2: Münzen, Medaillen, Orden, Ehrenzeichen, bearb. von Torsten Fried, Schwerin 1998, S. 42 Nr. 91–94. Vgl. Ders., *Das Schweriner Münzkabinett und der Berliner Numismatiker Arthur Suble*, in: Anke John (Hg.), *Köpfe. Institutionen. Bereiche. Mecklenburgische Landes- und Regionalgeschichte seit dem 19. Jahrhundert*, Lübeck 2016, S. 193–208, hier S. 197f. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B, Neue Folge 5).

47 SSGK-MV, Staatliches Museum Schwerin, Münzkabinett, Inv.-Nr. Mü 1850.

48 Nach freundlicher Auskunft von Herrn Jérôme Jambu, Conservateur, chargé des collections de monnaies étrangères im Cabinet de médaille de la Bibliothèque nationale de France, vom 23. Juni 2016.

49 Katalog der Münzenhandlung Fritz Rudolf Künker, Auktion 327 vom 8. bis 10. Oktober 2019 in Osnabrück, S. 236 Nr. 3463. Zum Vergleich: 1931 kostete ein solches Stück RM 255; Katalog der Auktion Felix Schlessinger in Berlin-Charlottenburg am 7. Dezember 1931 (Sammlung Dr. Richard Gaettens), Münzen und Medaillen von Mecklenburg, Rostock/Wismar, S. 16 Nr. 263.

50 Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger, *Einleitung: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, in: Dies. (Hg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, Berlin 2005, S. 9–26 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 35).

Ein deutscher Reichsfürst prägte Münzen außerhalb des Heiligen Römischen Reiches, und zwar in Frankreich. Diese Episode der deutschen und französischen Münzgeschichte in der Frühen Neuzeit illustriert auf besondere Weise das Verhältnis des Reiches zu Frankreich: die Faszination für Frankreich, die politischen und kulturellen Formen besonderer Bindung – vom Besuch und vom militärischen Dienst über politische Allianzverträge bis hin zur Eheverbindung, zu geistlicher Verwandtschaft von Fürst und König, welche durch die Mitgliedschaft im Orden vom Heiligen Geist noch unterstrichen wurde. Diese Bindung wirkte zurück, hinein in die fürstliche Repräsentation und in die Münzprägung, die, das ist besonders bemerkenswert, gleichfalls keine Einbahnstraße war. Christian I. Louis ließ sich nicht allein darstellen wie Ludwig XIV., sein Bild fand Verwendung als das des Königs: Christian I. Louis erschien als „Louis le Grand“. Liselotte von der Pfalz erinnerte sich vielleicht nicht ganz falsch, als sie Christian I. Louis zu Ludwig XIV. sagen ließ: „Man sagt, ich sähe Euch ähnlich.“

Abbildungen



Abb. 1 Charles Beaubrun,
Bildnis des Herzogs Christian I. Louis
von Mecklenburg-Schwerin, Öl auf
Leinwand, 119 x 95 cm



Abb. 2 Claude Lefèvre,
Porträt von Ludwig XIV., um 1663,
Öl auf Leinwand, 116 x 89 cm

Münzen für Christian I. Louis von Mecklenburg aus Paris



Abb. 3 Herzog Christian I. Louis von Mecklenburg-Schwerin, Taler 1677, Münzstätte Ratzburg, Ø 45,5 mm



Abb. 4 Herzog Christian I. Louis von Mecklenburg-Schwerin, Dukat 1681, Münzstätte Paris, Ø 25 mm (Nachbildung aus den 1930er Jahren)



Abb. 5 Herzog Christian I. Louis von Mecklenburg-Schwerin, Taler 1681, Münzstätte Paris, Ø 38,5 mm



Abb. 6 König Ludwig XIV. von Frankreich, Medaille auf das Bombardement von Genua 1684, Medailleur: Hercule Le Breton, Ø 34 mm



Abb. 7 Herzog Christian I. Louis, Medaille (Bronzehohl-guss) o. J., Ø 66 mm



Abb. 8 König Ludwig XIV. von Frankreich, Medaille 1663: Die Botschafter der Schweizer Kantone vor Ludwig XIV., Medailleur: Jean Warin, Ø 56 mm

Staatliche Museen zu Berlin, Münzkabinett 8 (Objektnummer 18204527)

© Stiftung Schloss Friedenstein Gotha 6

New Orleans Museum of Art 2

Staatliche Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen Mecklenburg-Vorpommern,

Staatliches Museum Schwerin, Münzkabinett 1, 3–5, 7

Theresa Sepp

Menschen im Hafen

Eine Sozialstrukturanalyse der *Ports de France*
von Joseph Vernet

Oberflächlich betrachtet sind die *Ports de France* von Joseph Vernet (1714–1789) pittoreske Stadtansichten. Weil Vernet in der 15-teiligen Bilderreihe viel Wert auf die Darstellung des Himmels, der Architektur, der Schiffe und Gerätschaften legte, werden sie häufig als Veduten diskutiert.¹ Vergleicht man die *Ports de France* jedoch mit zeitgenössischen Veduten, wird der Unterschied evident.² Während dort einige Figuren als Staffage die Stadtansichten ergänzen, sind die Figuren bei Vernet Akteure vor der Kulisse der Häfen. Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten und von unterschiedlicher Herkunft bauen und reparieren, be- und entladen Schiffe, transportieren, verpacken, verladen, verkaufen, prüfen und messen Waren jeglicher Art. Sie arbeiten und schlafen, essen und trinken, langweilen und amüsieren sich in den Häfen. Die Menschen und ihre Handlungen sind nicht Zierde sondern Hauptthema der *Ports de France*.

Die Vielzahl von Menschen, Schiffen, Gebäuden, Waren, Tieren und Geschehnissen in Vernets Hafenbildern überwältigt. Dies mag der Grund sein, warum sich die Forschung mit der großformatigen Reihe immer etwas schwer tat und sie sich auf die „harten Fakten“ wie Ent-

1 Weiterführende Beschreibungen und Informationen, auch zum Entstehungskontext der Reihe in: Kat. Ausst. *Claude-Joseph Vernet 1714–1789. France's most famous landscape and marine painter of the eighteenth century*, Greater London Council, London 1976; Denis-Michel Boell und Virginie Duchêne (Hg.), *Joseph Vernet (1714–1789). Les Vues des Ports de France*, Paris 2011. Detaillierte Beschreibungen und interaktive Bildanalysen auf dem Internetauftritt der Ports de France, Homepage des Musée de la Marine (http://www.musee-marine.fr/programmes_multimedia/vernet/). Vgl. auch Alexandre Cantin, *Les Ports de France (1753–1763) de Joseph Vernet: un regard au service du roi*, in: *Histoire de l'Art* 65 (2009), S. 59–68, S. 64f.

2 Zum Beispiel Veduten von Bernard Bellotto, gen. Canaletto, Kat. Ausst. *Canaletto. Bernardo Bellotto malt Europa*, Alte Pinakothek, München 2014.

stehungskontext, Rezeption und Verortung konzentrierte.³ Jutta Held thematisierte zwar die Menschenmenge, lieferte ein großes Spektrum an Thesen und spannte weite narrative Bögen, blieb in der Analyse aber ungenau.⁴ Held sieht in Vernets Häfen „ein asketisches Bild der abstrakt und arbeitsteilig werdenden Tätigkeiten“,⁵ also Darstellungen von Arbeitsprozessen. Diese Deutung übersieht, dass ein großer Teil der dargestellten Menschen eben nicht zu jenen einfachen Arbeitern gehört. Im Gegenteil sind neben den Arbeitern Adel und Klerus zu sehen, sowie Fremde aus fernen Ländern.⁶ Die Fragen müssen also vielmehr lauten: Welche Gesellschaft stellt Vernet eigentlich dar? Warum gibt man eine monumentale Bilderreihe in Auftrag, die ausgerechnet Häfen zum Inhalt hat? Wer sind die Menschen im Hafen und was tun sie?

1. Die Funktion der Reihe *Ports de France*

Die 15-teilige Reihe, im Auftrag des *Surintendant des Bâtiments* und *Directeur* der *Académie Royale* Marquis de Marigny 1753 bis 1765 von Joseph Vernet geschaffen, war ein groß angelegtes Prestigeprojekt. Vernet sollte nach einem vorgegebenen *itinéraire* eine Auswahl von französischen Häfen, nämlich Marseille, Bandol, Toulon, Antibes, Sète, Bordeaux, Bayonne, La Rochelle, Rochefort und Dieppe porträtieren.⁷ Der Begriff „porträtieren“ ist hier absichtlich provokativ gewählt, weil sich die Hafenbilder in jenem Spannungsverhältnis

3 Allgemein beschränkt sich die Forschung auf den Entstehungskontext und Verbreitungsmethoden der Reihe, sowie auf Genrediskussionen. Auch wird häufig die Verortung der Häfen und die (Schiffs-)Architektur thematisiert. S. Jutta Held, *Monument und Volk. Vorrevolutionäre Wahrnehmung in Bildern des ausgehenden Ancien Régime*, Köln u.a. 1990, S. 53–104; Laurent Manoeuvre und Eric Rieth (Hg.): *Joseph Vernet 1714–1789. Les Ports de France*, Arcueil 1994; Cantin, *Ports* (wie Anm. 1); Virginie Alliot-Duchene, *Peintre des marines de Sa Majesté le roi*, in: Boell/Duchene, *Vernet* (wie Anm. 1), S. 8–2; Annie Madet-Vache, *Les gravures, instruments de diffusion*, in: Ebd., S. 90–93

4 Held, *Monument* (wie Anm. 3), S. 53–104.

5 Held, *Monument* (wie Anm. 3), S. 89–90.

6 „Gesellschaft“ wird im Folgenden benutzt als Umschreibung für die Gesamtheit der Menschen, die sich auf dem zu untersuchenden Uferstreifen befinden. Die Problematik dieses Begriffes für die Vorrevolutionszeit ist durchaus bewusst. Siehe z.B. Barbara Stollberg-Rilinger, *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*, Stuttgart 2000, S. 68–71.

7 Alliot-Duchêne, *Peintre* (wie Anm. 3), S. 12.

zwischen Authentizität und Idealisierung, Repräsentation und damit einem im Bild formulierten Anspruch befinden, wie Porträts im herkömmlichen Sinne es tun.⁸ Es handelt sich bei den monumentalen Bildern um auf verschiedenen Ebenen lesbare Auftragswerke, die penibel geplant und ausgeführt wurden.⁹

Ein reger Briefwechsel zwischen Marigny und Vernet zeugt von der engen Absprache zwischen Auftraggeber und Künstler. Marigny legte besonderen Wert auf die Wiedererkennbarkeit und den Informationsgehalt der Bilder.¹⁰ Dafür stellte er Vernet in jeder Stadt Berater zur Seite, die ihm die Funktionsweisen des Hafens, die Schiffe und die Handlungsabläufe erklären sollten.¹¹ Je nach Ort nahm Vernet nach dem Anliegen Marignys verschiedene regionale Eigenheiten und Charakteristika in die Bilder auf, etwa regionale Trachten, Bauweisen oder spezifische Produkte.

Marigny sorgte auch für die Verbreitung der Bilder im ganzen Land, indem er zusätzlich zur Ausstellung im Salon Stiche der Reihe anfertigen ließ.¹²

Dass dabei ausgerechnet Häfen als Repräsentationsobjekte dienen sollten, verwundert zunächst. In der Frühen Neuzeit boten Häfen als Schnittstelle zwischen Stadt und Meer einerseits die Möglichkeit zu Mobilität und Handel, andererseits stellten sie eine sensible Angriffsfläche, eine weitgehend ungeschützte Öffnung zum Meer und damit zu eingeschleppter Krankheit und Kriminalität dar.¹³ Die *Ports de France* bezeugen dagegen die allgegenwärtige königliche und militä-

8 S. hierzu Bernd Roeck, *Stadtdarstellungen der frühen Neuzeit: Realität und Abbildung*, in: Ders. (Hg.), *Stadtbilder der Neuzeit*, Ostfildern 2006 (= Stadt in der Geschichte 32), S. 19–39.

9 Technische Details der Bilder: 165 x 263 cm, Öl auf Leinwand, Musée national de la Marine, Paris. Alliot-Duchêne, *Peintre* (wie Anm. 3), S. 12.

10 Alliot-Duchêne, *Peintre* (wie Anm. 3), S. 12.

11 Alliot-Duchêne, *Peintre* (wie Anm. 3), S. 54.

12 Die Gemälde wurden, sobald sie fertiggestellt waren, nach und nach im Salon gezeigt und von Denis Diderot besprochen, s. Jean Seznec (Hg.), *Denis Diderot. Salons*, Paris 1967; James Kearns u.a. (Hg.), *The Paris Fine Art Salon*, Oxford 2015; Madet-Vache, *Gravures* (wie Anm. 3), S. 90–93.

13 Stephanie Hanke, *An der Schwelle zwischen Stadt und Meer: Frühneuzeitliche Uferpromenaden in Messina, Palermo und Neapel*, in: Mitteilungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz 1 (2014), S. 37–58, S. 38f.

rische Macht, einen florierenden (Übersee-)Handel und eine funktionierende, friedliche Gesellschaft im Überfluss.

Sechs der 15 Bilder thematisieren Handel, die anderen zeigen den Hafen von der Meereseite aus, als Militärhafen, als Ort für ländlich-bäuerliche Szenen oder für adelige Vergnügungen. Zu den Handelshäfen – es wird sowohl Überseehandel als auch der Handel mit Lebensmitteln für den Hausgebrauch dargestellt – zählen Marseille (Ansicht vom Binnenhafen), die dritte Ansicht von Toulon, Bordeaux (Ansicht der Salinieres), Rochefort, La Rochelle und Dieppe. Diese sechs Bilder sind Gegenstand der Untersuchung.

Zumindest für die Handelshäfen kann man festhalten, dass sie nicht nur der Herrscherrepräsentation dienen, sondern es um eine Darstellung Frankreichs als Wirtschafts- und Handelszentrum geht.¹⁴ Der Handel Frankreichs mit Europa, der Levante und auch mit den Kolonien war ab Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankreich immer wichtiger und lukrativer geworden.¹⁵ Auch deswegen nehmen die Handelshäfen eine wichtige Rolle innerhalb der *Ports de France* ein.

2. Wer ist dargestellt?

Vernet lässt in jenen Handelshäfen nicht nur Hafentarbeiter und Seeleute, sondern eine durchaus vielfältige Gesellschaft in den Häfen agieren. Er legte, wie bereits erwähnt, bei der Darstellung der Architektur und der Schiffe viel Wert auf Detailtreue und Wiedererkennbarkeit. Dennoch handelt es sich um hoch artifizielle Darstellungen der Häfen, die letztlich der Repräsentation dienen. Die Vermutung liegt deshalb nahe, dass auch die abgebildete Gesellschaft im Hafen hochgradig artifiziell ist. Da sich aber durch eine rein visuelle Analyse keine genauen Aussagen über jene Gesellschaft treffen lassen, soll eine quantitative Erfassung zu mehr Genauigkeit verhelfen. Dabei geht es

14 Alliot-Duchêne, *Peintre* (wie Anm. 3), S. 57.

15 Zwischen 1715 und 1789 hatte sich der Handel mit Europa und der Levante verfünffacht, mit den Kolonien sogar verzehnfacht, s. Wolfgang Mager, *Frankreich vom Ancien Régime zur Moderne. Wirtschafts-, Gesellschafts- und politische Institutionengeschichte 1630–1830*, Stuttgart u.a. 1980, S. 175.

zunächst darum, ergebnisoffen Daten zu erheben, die relevant sein könnten. Das Ziel der Erfassung der dargestellten Menschen ist es, latente bildinterne Strukturen offenzulegen.

In einem zweiten Schritt ist der Befund zu interpretieren. Eine kurze Darstellung der Nebenbefunde soll einen Ausblick auf weitere Bedeutungsschichten geben.

3. Vorgehen

Für die quantitative Erfassung werden alle Personen, die sich auf den Uferstreifen im Vordergrund befinden, gezählt und einer zuvor zu definierenden Kategorie zugeordnet. Die Personen im Vordergrund sind teilweise sehr detailliert ausgeführt und gut erkennbar. Im Hintergrund befinden sich ebenfalls Figuren, doch ist es wegen der schemenhaften Darstellung schwierig, eine exakte Einordnung vorzunehmen. Aus diesem Grund erfolgte bei allen untersuchten Bildern eine Beschränkung der Erfassung der Figuren, die sich am vorderen Ufer befinden.¹⁶

Auf dem Bild von La Rochelle ist beispielsweise eine Bucht gezeigt und auch ein weiter in der Ferne liegender Uferabschnitt. Die sich dort befindenden Personen konnten nicht erfasst werden, da sie nicht als individuelle Einzelpersonen differenzierbar waren. Es ist kaum erkennbar, um welche Gruppe von Menschen es sich handelt und auch nicht, was sie tun (Tafel 1).

Als „Ufer“ soll der Grund gelten, der auf der einen Seite durch das Wasser abgegrenzt ist und auf allen Bildern vom unteren Bildrand überschritten wird (siehe Tafeln IX–XIV am Ende des Textes). An den Seiten werden die Uferstreifen meist durch Häuserzeilen begrenzt. In Marseille wurden beispielsweise alle Personen aufgenommen, die sich auf dem befestigten Kai befinden, der links um die Ecke geführt ist und rechts vom Bildrand beschnitten wird. Ähnlich komponiert sind die Ansichten von Toulon und Dieppe. Die Kompositionen der Ansichten von Bordeaux, Rochefort und La Rochelle

¹⁶ Brauchbare, großformatige Abbildungen befinden sich im Katalog des Musée national de la Marine, s. Boell/Duchêne, *Vernet* (wie Anm. 1).

weichen ab: Als „Ufer“ gilt hier die Fläche des gesamten Bildvordergrunds, die links oder rechts in den Bildhintergrund fluchtet und jeweils von Architekturelementen beschränkt ist.



Tafel I Joseph Vernet, Ansicht von La Rochelle (Detail)

Betrachtet man die dargestellten Menschen, fällt vor allem ein Nebeneinander von Arbeitern, Klerus und Adel, also verschiedener gesellschaftlicher Schichten, auf. Neben der Geschlechterstruktur der dargestellten Gesellschaft scheint als Kategorie deshalb die Gesellschaftsschicht sinnvoll. Um diese fassbar zu machen, ist eine eindeutige Zuordnung der dargestellten Menschen zu einer „Schicht“ notwendig. Es wurde eine Unterscheidung vorgenommen zwischen „einfach“, „gehoben“, „fremd“ und „Klerus“, da sich diese Merkmalsträger anhand der Kleidung und Kopfbedeckung klar gegeneinander abgrenzen lassen (Tafel II). Selbstverständlich sind diese Kategorien in das Bild projiziert. Dennoch ist offensichtlich, dass Vernet eine Charakterisierung seiner Figuren intendiert haben muss. Er rezipierte penibel die aktuelle Mode und vor allem auch regionale Tracht, was für eine besondere Sensibilität gegenüber der äußeren Erscheinung seiner Figuren spricht und von zeitgenössischen Betrachtern lobend

erwähnt wurde.¹⁷ Die Begriffe dürfen demnach nicht normativ verstanden werden, sie machen den Gegenstand lediglich messbar. Das heißt, dass die Kategorien „einfach“, „gehoben“, „fremd“ und „Klerus“ Bezeichnungen für Merkmale sind, die Personen tragen oder nicht. Diese Merkmale sind als klar voneinander abgrenzbar definiert:



Tafel II Joseph Vernet, Ansicht von Marseille (Detail)

So werden unter „einfach“ jene männlichen und weiblichen Figuren erfasst, die lange oder halblange, einfarbige, lockere Hosen und ein schmuckloses, locker sitzendes Hemd, beziehungsweise einfarbige Schürzenkleider tragen, meist barfuß sind und sehr selten keine Kopfbedeckung, das heißt einen Hut, Mütze oder eine weiße Haube tragen.¹⁸

¹⁷ Held, *Monument* (wie Anm. 3), S. 96.

¹⁸ Diese Beschreibung der Kleidung der „einfachen“ Bevölkerung entspricht auch einer Beschreibung der „arme[n] Landbevölkerung“ und der „städtischen Unterschichten“ in der Frühen Neuzeit bei Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Band 1: Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert*, München 1990, S. 75; die Beschreibung der Kleidung des Adels stimmt ebenso überein. Es ist davon auszugehen, dass die Kleidung der Figuren auf den Bildern keine Erfindung Vernets ist, sondern den tatsächlichen Kleidungsgegewohnheiten dieser Zeit entspricht.

Als „gehoben“ gelten jene Männer, die eine Kniebundhose, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe, ein Hemd, darüber einen farbigen Gehrock und häufig einen Dreispitz, seltener nur eine Perücke oder gepuderte Haare tragen. Die Frauen der Kategorie „gehoben“ tragen farbige, reich verzierte Kleider mit Reifröcken und meist weiße Perücken. Zwischen gehobenem Bürgertum und Adel kann nicht klar unterschieden werden, weswegen hier „gehoben“ als analytischer Oberbegriff für die beschriebenen Figuren als Angehörige einer Oberschicht gelten soll.

Zur Gruppe „Klerus“ zählen all jene, die eine Kutte tragen oder durch beispielsweise ein Birett als Geistliche gekennzeichnet sind. In jene Gruppe, die in den untersuchten Bildern ausschließlich männlich ist, fallen sowohl einfache Mönche als auch Inhaber höherer Ämter, in Marseille etwa ein *abbé*.

Als „fremd“ werden jene kategorisiert, die durch Pluderhosen, Turbane, generell „exotisch“ anmutende Kleidung oder dunklere Hautfarbe als nicht-französisch in den Kategorien des 18. Jahrhunderts gekennzeichnet sind. Sie als eine eigene Gruppe zu fassen, scheint sinnvoll, da durch die Anwesenheit von „Fremden“ in den Häfen neben den Waren auch Akteure aus überseeischen Ländern auftreten und so die Ausrichtung des Handels nach Übersee offenbar wird, genauso wie die Beflaggung der Schiffe darauf hinweist, dass sich Menschen verschiedener Herkunft im Hafen versammelt haben.

Alle sich auf den definierten Uferstreifen befindenden, einer Gruppe zuzuordnenden Personen wurden gezählt und in einer der vier Kategorien, jeweils aufgeteilt nach Geschlecht, erfasst.

4. Auswertung

Es ist wichtig zu betonen, dass nicht auf allen Bildern gleich viele Menschen dargestellt und nicht auf allen Bildern alle Gruppierungen vorhanden sind. Die Schwankungen sind den unterschiedlichen Profilen der Häfen geschuldet. Man muss demzufolge sowohl die regionale Eigenheit des jeweiligen Ortes als auch die bewusste Gestaltung des Künstlers berücksichtigen.

4.1 Befund 1: Gesellschaftsstruktur

Die Gesamtzahl der erfassten Personen beträgt 561.¹⁹ Zum Teil unterscheiden sich die Zahlen je nach Ort erheblich: In Marseille konnten 146 Personen erfasst werden, in Toulon 65, in Bordeaux 103, in La Rochelle 71, in Rochefort 92 und in Dieppe 84.

Insgesamt sind 69 % der dargestellten Bevölkerung („einfach“) der unteren Schicht zuzuordnen (Abb. 1). Sie sind meistens Arbeiter. Ein Viertel (26 %) fällt in die Gruppe der „gehobenen“ Schicht. Wie erwähnt beinhaltet diese Gruppe die Aristokratie sowie eine bürgerliche Funktionselite, das heißt, dass man zunächst nicht mit Sicherheit sagen kann, ob eine Person dem Adel angehört oder ein reicher Reeder ist. Etwa 4 % der Gesellschaft sind der Gruppe der „Fremden“ zuzuordnen. Sie sind auf allen Bildern außer in La Rochelle vertreten und treten sowohl als reich gekleidete Händler als auch als Bedienstete auf. Auf diese äußerst interessante Gruppe wird später genauer eingegangen. Den kleinsten Anteil (1 %) macht in der Gesamtschau der Klerus aus.

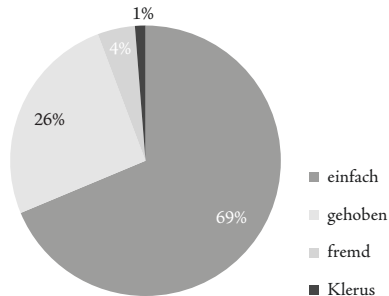


Abb. 1 Aufteilung der Merkmalsträger auf allen Bildern (n=559)

In einer Zusammenschau der Auswertungen der einzelnen Bilder gibt es zwar Verschiebungen, die auf die regionalen Eigenheiten und den Themenschwerpunkt des einzelnen Bildes zurückzuführen sind (Abb. 2). Aber trotz der unterschiedlichen Anzahl der Figuren auf den untersuchten Bildern liegt eine vergleichbare Gesellschaftsstruktur zugrunde.

¹⁹ Da bei 2 Kindern keine exakte Einordnung in eine Gesellschaftsschicht vorgenommen werden konnte, gilt für die Auswertung n=559.

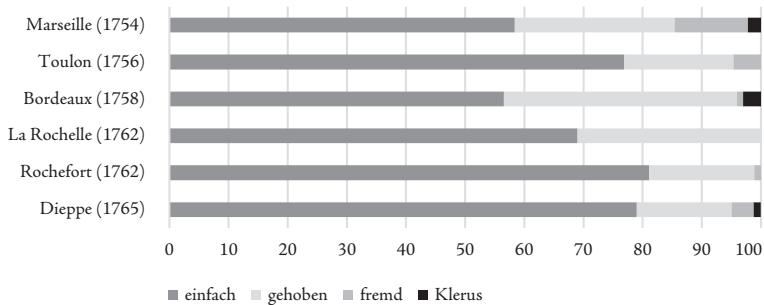


Abb. 2 Verteilung der Gesellschaftsgruppen auf den einzelnen Bildern in Prozent

Wir sehen, dass in Bordeaux der Anteil der „gehobenen“ Schicht mit 39 % höher als der Gesamtdurchschnitt ist. Erklärbar ist dieser Befund durch das Nebeneinander von Handel und aristokratischer Freizeitbeschäftigung. Im Hintergrund befindet sich die *Place Royal*, auf deren Aussichtsterrasse sich eine Menschenmenge tummelt. Dementsprechend kleiner ist hier der Anteil der „einfachen“ Leute (57 %).

Während die anderen Bilder vom Überseehandel geprägt sind und der Anteil der gehoben gekleideten Figuren zwischen knapp 20 und 30 % liegt, ist die Ansicht von Dieppe geprägt vom Fischmarkt. In der Mitte des Ufers befindet sich eine Anhäufung von allerlei Meerestieren; Menschen bringen und holen Fisch. An den Bildrändern ist jeweils ein Stand aufgebaut, an dem Fische, Krusten- und Schalentiere verkauft werden. Vermutlich aufgrund des Fischmarkts fallen 79 % der dargestellten Menschen unter die Kategorie „einfach“. Doch trotz des Fischmarktes sind auch Angehörige der oberen Schicht (16 %) dargestellt. Auffällig ist zudem, dass auf dem Bild von La Rochelle weder Fremde noch Klerus zu finden sind, sondern die Gesellschaft lässt sich in knapp 70 % einfache Menschen und 30 % Oberschicht aufteilen; dennoch weicht La Rochelle mit dieser Verteilung nur gering von den anderen Bildern ab.

Auch sieht man an der Gesamtauswertung, dass sich keine spezifisch zeitliche Tendenz feststellen lässt, wie sie etwa Jutta Held in den Bildern gesehen hat. Sie war der Auffassung, dass die Präsenz von Adeligen in den Häfen mit der Zeit abnehmen würde, das heißt, dass

in den späteren Bildern weniger Adel dargestellt sei als in den früheren.²⁰ Im hier angelegten Sample allerdings scheint die Verteilung nur vom jeweiligen Ort abzuhängen.

Somit kann als Hauptbefund der Auswertung gelten, dass trotz der regionalen Eigenheiten und Abweichungen auf allen untersuchten Bildern eine ähnliche prozentuale Verteilung der Merkmalsträger auszumachen ist: 60 bis 80 % „einfache“, 20 bis 40 % „gehobene“ Gesellschaft und manchmal ein kleiner Anteil an Klerus und Fremden. Vernet muss demnach darauf geachtet haben, jede „Schicht“ in einer gewissen Anzahl auf den einzelnen Bildern auftreten zu lassen.

4.2 Befund 2: Geschlechterstruktur

Neben der bildinternen Gesellschaftsstruktur ist eine spezifische Verteilung der Geschlechter zu beobachten. Zu betonen ist, dass das Geschlechterverhältnis keineswegs ausgewogen ist (Abb. 3). Die Häufigkeit der dargestellten Männer und Frauen steht insgesamt im Verhältnis 4 zu 1. 433 Männer stehen 110 Frauen gegenüber.²¹

Diese Verteilung findet sich auf allen Bildern außer Dieppe wieder: Hier ist die Geschlechterverteilung etwas ausgewogener: 47 Männer kommen auf 34 Frauen.

Zudem ist noch eine Regelmäßigkeit zu beobachten: Vernet achtete offenbar penibel darauf, dass die von ihm konstruierte Gesellschaftsstruktur innerhalb der beiden Geschlechter beibehalten wurde. In der Gesamtheit der Männer kann man die bekannte Struktur der Schichten beobachten, ebenso wie man sie in der Gesamtheit der Frauen beobachten kann (Abb. 4). Der Anteil der „einfach“ gekleideten Frauen entspricht dem der „einfach“ gekleideten Männer, ebenso wie der Anteil der „gehoben“ oder „fremd“ gekleideten Frauen dem der „gehoben“ oder „fremd“ gekleideten Männer entspricht. Nur weibliche Angehörige des Klerus, etwa Nonnen, sind auf den Bildern nicht zu finden. Im Verhältnis ist die gesellschafts- und geschlechtsspezifische Struktur trotz des ungleichen Auftretens von Männern und Frauen in

²⁰ Held, *Monument* (wie Anm. 3), S. 98.

²¹ $n=543$, da den 18 Kindern kein Geschlecht zugeordnet werden konnte.

allen untersuchten Bildern gleich. Dieser Befund ist insofern wichtig, als dass Vernet angesichts dieser regelmäßigen und hoch artifiziiellen Verteilung keine zufällige Darstellung unterstellt werden kann.²²

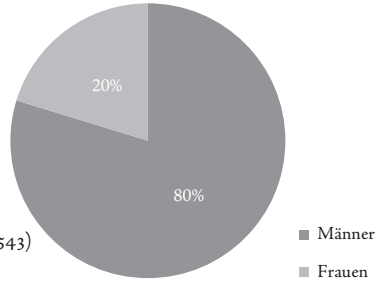


Abb. 3 Geschlechterverteilung insgesamt (n=543)

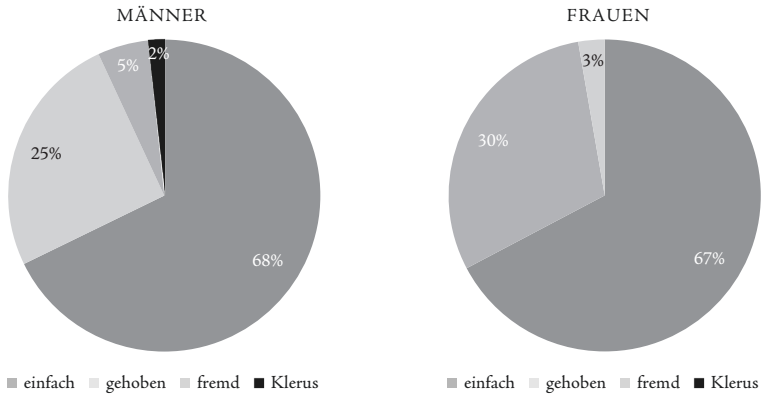


Abb. 4 Schichtenspezifische Verteilung Männer und Frauen

Eine sich anschließende Frage ist die nach dem Grund für das starke Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen und warum Dieppe mit einem annähernd gleichen Geschlechterverhältnis eine Ausnahme bildet: In welchem Kontext werden Frauen überhaupt gezeigt? Frauen stehen meist im Zusammenhang mit offener Handelsware, sowohl als Verkäuferinnen, als auch als Käuferinnen. Dabei handelt es sich

²² Es ist zu vermuten, dass sich in den anderen, hier nicht untersuchten Bildern, eine ähnliche Verteilung finden lässt. Dieses Desiderat bleibt zu prüfen.

aber nie um teures Handelsgut wie Getreide, Hanf oder Wein, das auf Schiffen transportiert wird. Die Frauen verkaufen ausschließlich unverpackte Lebensmittel für den Hausgebrauch (Tafel III).



Tafel III Joseph Vernet, Ansicht von Dieppe (Detail)

In Marseille befinden sich Verkaufsstände, die gefüllt sind mit Obst und Gemüse. An ihnen stehen viele Frauen, die verkaufen und einkaufen. Der Hafen von Dieppe ist, wie bereits erwähnt, geprägt vom Fischfang und -handel. Rechts sehen wir einen Stand, an dem zahlreiche Fische und Meeresfrüchte feilgeboten werden. Auch hier sind an Ein- und Verkauf nur Frauen beteiligt.

Eine Ausnahme bilden auf mehreren Bildern Männer mit Bauchläden. Allerdings verkaufen sie keine Lebensmittel, sondern Schmuck (Marseille) oder Kruzifixe aus Elfenbein (Dieppe). Die Verkaufssituation ist mit der der Frauen vergleichbar. Allerdings handelt es sich bei den Objekten um seltene und teure Schmuckstücke, eine Ware, die offenbar nicht in den Zuständigkeitsbereich der Frauen fällt.²³

²³ Der Rohstoff Elfenbein wurde aus Afrika über Dieppe nach Frankreich gebracht und dort verarbeitet. Das Zeigen dieses „typischen“ Diepper Produktes ist eine von vielen regionalen Eigenheiten, die Vernet in die Hafenszenen aufnimmt. Siehe Erich Herzog und Anton Reiß, *Elfenbein, Elfenbeinplastik*, in: RDK Labor (<http://www.rdklabor.de/w/?oldid=93178>).

Nur in Rochefort befindet sich kein Verkaufsstand, sondern nur verladebereite Handelsware. Dementsprechend sind auch kaum Frauen auszumachen; lediglich 6 Frauen stehen 84 Männern gegenüber.

Die Beobachtung, dass Frauen in der Regel im Zusammenhang mit Lebensmitteln oder warmen Speisen (am unteren linken Bildrand in Marseille), beziehungsweise mit günstigen Waren dargestellt sind, Männer dagegen mit teurer Handelsware, entspricht – entgegen der übrigen Verteilung – der damaligen Lebenswirklichkeit. In der Regel war es Frauen nicht gestattet, Kaufverträge abzuschließen (also mit teurer Ware zu hantieren), während ihnen das Verkaufen von Waren auf dem Markt, was in Adelstraktaten als „sozial stigmatisierend“ gewertet wurde, erlaubt war, sowohl Witwen, als auch verheirateten Frauen.²⁴

Vernet setzt demnach Frauen vor allem ins Bild, wenn sie in einer Funktion, etwa als Verkäuferinnen, agieren. Zwar werden auch Männer häufig in bestimmten Funktionen gezeigt; allerdings gibt es eine hohe Anzahl an Männern, die nichts Produktives tun: Sie ruhen sich aus, schlafen, rauchen oder blicken in die Ferne. Frauen dagegen stehen fast immer in einem Aktionszusammenhang.

4.3 Befund 3: Hohes Aufkommen an Oberschicht

Wie bereits oben erwähnt, sind ein Viertel der dargestellten Menschen Angehörige der Oberschicht. Auch wenn hier keine exakte Unterscheidung zwischen Adel und reichem Bürgertum getroffen werden kann, kann man doch von einer Oberschicht im Sinne einer Funktionselite sprechen, die keinesfalls einen so großen Anteil an der Gesamtgesellschaft stellte. Tatsächlich machte der Adel in Frankreich gegen Ende des 18. Jahrhunderts lediglich 1 bis 1,5 % der Bevölkerung aus.²⁵ Aus diesem Grund erstaunt die massive Präsenz der dargestellten Oberschicht in den Handelshäfen, zumal andere Bilder der Reihe

²⁴ Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Band 2: Dorf und Stadt 16.–18. Jahrhundert*, München 1992, S. 107; Barbara Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist und Adelsethos. Zur Diskussion um das Handelsverbot für den deutschen Adel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 15 (1988), S. 273–309, S. 278–279; mehr zu Läden und Verkaufsständen siehe Natacha Coquery, *Tenir boutique à Paris au XVIII^e siècle. Luxe et demi-luxe*, Paris 2011.

²⁵ Ronald G. Asch, *Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit*, Köln u.a. 2008, S. 23.

ausschließlich adelige Szenerien zeigen.²⁶ Warum präsentiert Vernet uns eine so artifizielle Gesellschaftsverteilung, wo er doch an anderer Stelle, wie der Kleidung, der Darstellung von Arbeitsprozessen oder Frauenarbeit um eine „realitätsnahe“ Darstellung bemüht ist?

Unter dieser Fragestellung soll die Gesellschaftsgruppe der Oberschicht auf den Bildern genauer untersucht werden: Wie sehen sie aus? Was machen sie? Befinden sie sich mitten im Geschehen oder an dessen Rand? Werden sie formal anders behandelt als der Rest?

4.3.1 Äußere Erscheinung der Oberschicht

Wir finden die Angehörigen der Oberschicht meistens in Grüppchen, die sich aus Frauen und Männern zusammensetzen. Dass sie dem Adel angehören, kann man nicht mit Sicherheit sagen, jedoch gibt es mehrere Hinweise darauf. Zum einen die Kleidung, die bei all den genannten Gruppen ähnlich ausfällt. Vor dem Kontrast der einfacher und vor allem eintöniger gekleideten anderen Gruppierungen heben sich die Adelige durch reich verzierte und bunte Kleidung ab. Die Herren tragen aufwendige Gehröcke, darunter meist Hemden mit Rüschen, gepuderte Haare oder Perücken; die Damen tragen Perücken und weit ausladende, berüschte Reifröcke in Pastellfarben.

Auf dem Bild von Marseille ist eine Gruppe in der Mitte der linken Hälfte zu finden, es handelt sich um zwei Männer und zwei Frauen, die zusammenstehen und sich über das Geschehen, in dem sie sich befinden, offenbar amüsieren (Tafel II). Vor allem ein Herr ist besonders gut zu erkennen: Er trägt eine repräsentative Uniform, die ihn als dem 37. Infanterie-Regiment Royal-Roussillon zugehörig identifiziert, und einen Saint-Louis-Orden.²⁷ Zusätzlich zu diesen äußeren Merkmalen

²⁶ Wie beispielsweise in der zweiten Ansicht von Bordeaux, wo der Hafen ausschließlich als idyllische Kulisse für adeliges Vergnügen dient: Joseph Vernet, *Deuxième vue de Bordeaux: prise du château Trompette*, 1759, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée National de la Marine, Paris.

²⁷ Vernet führt die Kleidung zwar relativ differenziert aus, jedoch erlaubt er sich Abweichungen, die eine Bedeutung haben können, etwa die Schmuckspange am Dreispitz dieses Herrn. Siehe Liliane und Fred Funcken, *Historische Uniformen. Napoleonische Zeit – 18. und 19. Jahrhundert*, München 2000, S. 76–77; s. auch *Analyse documentaire* zum Bild *Intérieur du port de Marseille, vu du pavillon de l'Horloge du Parc* auf der Homepage des Musée de la Marine (wie Anm. 1).

lässt sein Auftreten vermuten, dass er Angehöriger einer adeligen Familie ist. Schräg links darüber befindet sich eine weitere Gruppe, die sich wieder aus zwei Männern und zwei Frauen zusammensetzt (Tafel IV).



Tafel IV Joseph Vernet, Ansicht von Marseille (Detail)

In Bordeaux sieht man rechts von der Bildmitte zwei Frauen, die von einem Mann mit Handkuss begrüßt werden (Tafel V). In La Rochelle stehen wieder mehrere Männer und Frauen in der linken Bildhälfte zusammen; in der Mitte befindet sich eine Gruppe von zwei jungen Frauen in reich verzierter Kleidung und einem männlichen Begleiter. In Rochefort ist eine an der Promenade flanierende Gruppe, die sich wiederum aus zwei Frauen, flankiert von zwei Männern, zusammensetzt, in der Mitte der rechten Bildhälfte zu finden (Tafel VI). In Dieppe haben sich drei aufwendig gekleidete Damen um einen Herren versammelt, der Elfenbeinschnitzereien verkauft. In Toulon befinden sich etwa in der Mitte des Vordergrundes zwei uniformierte Herren, die sich das Geschehen im Hafen zeigen und erklären lassen.



Tafel v Joseph Vernet, Ansicht von Bordeaux (Detail)



Tafel vi Joseph Vernet, Ansicht von La Rochelle (Detail)

Eine weitere Auffälligkeit ist, dass die hier behandelten Personen ausnahmslos von ein bis zwei Jagd- oder Schoßhunden pro Gruppe begleitet werden (Tafeln II, v und vi). Der Hund steht in der bilden-

den Kunst gemeinhin für Treue oder Tugend.²⁸ Abgesehen von dieser symbolischen Dimension erfüllen die Hunde in diesem Zusammenhang aber eher die Funktion eines Attributs. Da es im späten 18. Jahrhundert meist nur Vermögenden möglich war, ein so „unnützes“ Tier wie den Haushund zu halten, vermitteln die Hunde dem Betrachter, dass es sich bei den dargestellten Personen um Angehörige der reichen, vornehmen Oberschicht handelt.²⁹

4.3.2 Komposition der Gruppen

Vernet arbeitet bei den beschriebenen Gruppen häufig mit Spiegelungen. So besteht die Gruppe in Marseille aus zwei Paaren, die chiasmatisch hintereinander angeordnet sind. Die vordere Dame wird von einem Kleriker mit Handkuss begrüßt; die hintere Dame wird von einem sich in ähnlicher Pose verneigenden Bettler um Almosen gebeten.³⁰ In der Mitte steht der Chevalier des Saint-Louis-Ordens. Die zwei sich verneigenden Herren „klammern“ die Gruppe ein. Die sich daraus ergebende stumpfe Pyramidalkomposition trägt dazu bei, dass der Betrachter die Gruppe als geschlossene Einheit und als von der Umgebung isoliert wahrnimmt. Nebenbei bietet diese Gruppe eine Zusammenschau der drei Stände. Indem Vernet den Bettler mit dem Kleriker über die ähnliche Körperhaltung parallelisiert, bringt er eine gewisse Ironie ins Bild.

Ähnliches kann man bei der zweiten Gruppe in Marseille beobachten, wenn auch nicht in dieser Ausprägung: Wiederum handelt es sich um zwei Männer und zwei Frauen, die in Paaren jeweils hintereinander angeordnet sind. Bei der Gruppe in Bordeaux wiederholt sich zwar der sich verneigende Herr, der eine Dame begrüßt und im Ansatz auch die pyramidale Komposition, allerdings nicht in der

28 Zur Symbolik des Hundes in der Kunst, s. „Hund“, in: Sigrid und Lothar Dittrich (Hg.), *Lexikon der Tiersymbole*, Petersberg 2005, S. 226–245.

29 Siehe Aline Steinbrecher, *Die gezähmte Natur in der Wohnstube. Zur Kulturpraktik der Hundehaltung in frühneuzeitlichen Städten*, in: Sophie Ruppel und Aline Steinbrecher (Hg.), „Die Natur ist überall bey uns“. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009, S. 125–141, S. 126.

30 Der gehobenen Kleidung nach zu schließen handelt es sich um einen Inhaber eines hohen Amtes, vielleicht um einen Abt, s. *Analyse documentaire* (wie Anm. 27).

Symmetrie, wie man sie in Marseille sehen kann. In der Ansicht von Rochefort besteht die Gruppe wiederum aus zwei Männern und zwei Frauen, die diesmal jedoch von hinten gezeigt werden und in einer Reihe nebeneinander gehen: Die Männer außen, die Frauen in der Mitte. Sie wird begleitet von zwei Bediensteten, die rechts und links von ihnen angeordnet sind.

Besonders auffällig ist hier die Lichtführung: Oben links verheißßen dunkle Wolken ein heraufziehendes Gewitter. Die Szenerie ist deswegen in ein wechselvolles Licht- und Schattenspiel getaucht, das das Geschehen in einen von der Sonne beschienenen Vorder- und Hintergrund und in einen im Schatten liegenden Mittelgrund teilt. Die Gruppe tritt aus dem Schatten auf den sonnig beschienenen Teil des Weges, was sie buchstäblich ins Licht rückt und besonders betont.

Festzuhalten ist, dass Vernet die Oberschicht durch Körperhaltung, Farbigkeit und Lichtführung kompositorisch von der Umgebung abhebt.

4.3.3 Verhalten

Neben der äußerlichen und der kompositorischen Abgrenzung heben sich die Angehörigen der Oberschicht vom Rest der dargestellten Personen ab, indem sie nicht arbeiten. Sie sind aber nicht völlig von ihrer Umgebung isoliert, sondern befinden sich mitten im Geschehen und unterhalten sich darüber. Vergegenwärtigt man sich die historische Betrachtersituation im Salon, kann man eine Ähnlichkeit im Verhalten der Dargestellten und der Betrachter erkennen, die im Grunde dasselbe tun: Sie betrachten die Häfen und Menschen und betreiben Konversation darüber.³¹

Konversation war im 18. Jahrhundert eine in Adelskreisen beliebte Unterhaltungsform. Eine leichte und geistreiche Unterhaltung im kleinen Kreis zu führen, an dem sowohl Männer als auch Frauen teilhaben konnten, wurde in Elitekreisen als Abgrenzungsmerkmal ange-

31 S. Wolfgang Kemp, *Kunstwerk und Betrachter: Der rezeptionsästhetische Ansatz*, in: Hans Belting u.a. (Hg.), *Kunstgeschichte. Eine Einführung*, Berlin 2008, S. 247–265.

sehen.³² Themen der Konversation sollten unterhaltend, gewitzt und leicht, nicht langweilig oder anstößig sein.³³ In Frankreich wurde die Konversation Anfang des 18. Jahrhunderts auch Thema der bildenden Kunst.³⁴ Etwa bei Antoine Watteau ist diese leichte, meist im Freien stattfindende Unterhaltungsform Bildgegenstand: Es werden Adelige im Freien dabei gezeigt, wie sie sich bei leichter Unterhaltung amüsieren. Daran sind sowohl Männer als auch Frauen beteiligt.³⁵ Vernet transferiert nun das bekannte Bildsujet, wobei der Schauplatz meist ein Garten oder Park ist, in die Umgebung des Hafens.

Zudem ist auffällig, dass sich die Grüppchen vornehm gekleideter Personen meist im Bildvordergrund befinden, also nahe beim Betrachter. In Marseille blickt der Herr hinter dem Saint-Louis-Ritter den Betrachter sogar direkt an. Möglicherweise ist jener dargestellte Herr ein bekanntes Mitglied der Marseiller Oberschicht. Es ist bekannt, dass sich vereinzelt lokale Persönlichkeiten von Vernet in die Hafensbilder „hineinmalen“ ließen, auch wenn sie heute nicht alle im Einzelnen identifizierbar sind.³⁶

Blicke und Beobachtung sind innerhalb der Reihe mehrmals Thema. Überall finden sich Figuren, die auf das Meer hinausblicken oder andere mit Zeigegesten auf etwas aufmerksam machen. Eine direkte Kontaktaufnahme mit dem Betrachter durch Augenkontakt

32 „Konversation“, in: Friedrich Jaeger (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit* 6, Stuttgart u.a. 2007, S. 1166–1169; s. auch Peter Burke, *The Art of Conversation*, New York 1993; Rüdiger Schnell (Hg.), *Konversationskultur in der Vormoderne. Geschlechter im geselligen Gespräch*, Köln u.a. 2008.

33 Siehe auch die zeitgenössische Definition von „Conversation, entretien“, in: Denis Diderot und Jean le Rond d’Alembert (Hg.), *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, (<http://encyclopedia.uchicago.edu/>).

34 Burke, *Art* (wie Anm. 32), S. 109.

35 Antoine Watteau, *La Conversation*, 1712/13, 50 x 61 cm, Toledo Museum of Art, Toledo; Ders., *Gesellige Unterhaltung im Freien*, um 1720, Öl auf Leinwand, Gemäldegalerie Alte Meister, Dresden. Ein englischer Konversationsratgeber von 1757 führt explizit im Titel, dass er sich an beide Geschlechter wendet, s. Nobleman of distinguished abilities, *The art of conversation or the Polite Entertainer, calculated for the improvement of both sexes and recommended as a genteel help in modern discourse*, London 1757 (<https://searchworks.stanford.edu/view/8056060>).

36 Siehe *Analyse documentaire* (wie Anm. 27).

ist in mehreren Bildern der Reihe zu finden.³⁷ Es sind ausnahmslos Angehörige der Oberschicht, die den Betrachter in den Blick nehmen. Der direkte Blick aus dem Bild ist häufig mit einem Anspruch an den Betrachter verbunden.³⁸ Er beinhaltet in diesem Falle eine Aufforderung, sich im Hafen umzusehen. Besonders deutlich wird diese „Einladung“ in der zweiten Ansicht von Toulon, wo ein adeliges Paar aus dem Bild den Betrachter anblickt und der Mann gleichzeitig mit einladender Geste auf das Geschehen im Hafen verweist.³⁹

Auch die Betrachter der Hafengebilde im Salon gehören der Oberschicht an. Ihre gemalten Standesgenossen beziehen sie durch Blicke und Gesten mit in die Häfen ein, womit die Betrachtersituation im Salon in den Hafengebilden vorweggenommen ist.

Die hier beschriebenen Figuren besetzen somit eine ambivalente Rolle innerhalb der Hafengebilde. Zwar stehen sie mitten im Geschehen, beteiligen sich aber nicht daran, außer dass sie darüber sprechen. Zwar befinden sie sich in einer ihrem Stand nicht angemessenen Situation, sind aber trotzdem standesgemäß von Statussymbolen umgeben. Sie nehmen somit eine Mittlerfunktion als Identifikationsfiguren für den Betrachter ein.

4.3.4 Die Handelshäfen als Propagandabilder

Die Frage bleibt, warum Vernet mit großem Aufwand jene Gruppen in die Hafengebilde aufnimmt, obwohl er sie vom Hafengeschehen absetzt. Bereits Gisela Rosenthal und Jutta Held fiel ihre Anwesenheit

37 Solche direkten Blicke aus dem Bild heraus findet man noch in *Bordeaux, prise du château du Trompette* und in der zweiten Ansicht von Toulon: Joseph Vernet, *L'Arsenal de Toulon, prise de l'angle du Parc d'Artillerie*, 1756, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine, dépôt du musée du Louvre. Beides Mal handelt es sich eindeutig um Adelige. Siehe auch Held, *Monument* (wie Anm. 3) S. 96.

38 Zum Blick aus dem Bild s. Hans Belting, *Der Blick im Bild. Zu einer Ikonologie des Blicks*, in: Bernd Hüppauf und Christoph Wulf (Hg.), *Bild und Einbildungskraft*, München 2006, S. 121–144; Gerhard Paul, „Big Brother is watching you“ *Der Blick aus dem Bild als visuelle Metapher in Film, Kunst, Werbung und Politik*, in: Ders., *Bildermacht. Studien zur Visual History des 20. und 21. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, S. 285–318.

39 Joseph Vernet, *L'Arsenal de Toulon, prise de l'angle du Parc d'Artillerie*, 1756, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine, dépôt du musée du Louvre.

Häfen auf. Sie erklärten diese durch die Bestrebungen der Monarchie, eine *noblesse d'affaires* zu etablieren.⁴⁰

Sowohl das Selbstverständnis des Adels als auch die Gesetzgebung hatte es dem Adel unter Androhung der *dérogance*, also des Verlusts der Adelsprivilegien, verboten, Handel zu betreiben.⁴¹ Ab dem 16. Jahrhundert und verstärkt Anfang des 18. Jahrhunderts wurden jedoch dem Adel mit mehreren Dekreten und Gesetzen seine Privilegien zugesichert, auch wenn er sich am Handel beteiligte.⁴² Grund dafür war, dass den wohlhabenden Adeligen das überaus lohnende Geschäft des Überseehandels schmackhaft gemacht und gleichzeitig dem „ärmeren“ Adel ermöglicht werden sollte, durch Handel ohne Statusverlust Geld zu verdienen.⁴³ Andererseits wurden einige Kaufmänner geadelt.⁴⁴

Dass das Thema der *noblesse d'affaires* Mitte des 18. Jahrhunderts kontrovers diskutiert wurde, zeigt der immense publizistische Widerhall, der durch die 1756 erschienene anonyme Schrift „La noblesse commerçante“ ausgelöst wurde.⁴⁵ Dennoch gestaltete es sich als schwierig, die Adeligen für Handelsgeschäfte zu gewinnen, da diese dem Selbstverständnis der Aristokratie, ein antikes Ideal von Muße als Statussymbol anzusehen, zuwiderliefen. Muße galt als Voraussetzung für Bildung und geistreiche Konversation.⁴⁶ Der Handel dagegen lag in seinem Ansehen sogar unter der handwerklichen Arbeit.⁴⁷

40 Gisela Rosenthal, *Bürgerliches Naturgefühl und offizielle Landschaftsmalerei in Frankreich 1753–1824*, Heidelberg 1974, S. 43; Held, *Monument* (wie Anm. 3), S. 98; zu Forschungen zu Adel und Handel s. Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist* (wie Anm. 24), Anm. 10, S. 276.

41 Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist* (wie Anm. 24), S. 280.

42 Guy Richard, *Noblesse d'affaires au XVIII^e siècle*, Paris, 1974, S. 18.

43 Asch, *Adel* (wie Anm. 25), S. 292; Der Wert der ein- /ausgeführten Ware betrug 1715 ca. 40/50 Millionen, 1771 bereits ca. 410/340 Millionen, Handel war also ein stetig wachsender und profitabler Wirtschaftszweig, s. Mager, *Frankreich* (wie Anm. 15), S. 175.

44 Samuel Clark, *State and Status. The Rise of the State and Aristocratic Power in Western Europe*, Montreal u.a. 1995, S. 221–222; zur Reflexion dieser Vorgänge in zeitgenössischen Adelstraktaten, s. Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist* (wie Anm. 24), S. 288–289.

45 Autor war der ehemalige Jesuit Abbé Gabriel François Coyer. Coyer hält das *dérogance*-Prinzip für antiquiert und tritt vehement für eine Beteiligung des Adels am Handel ein, vgl. Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist* (wie Anm. 24), S. 298, s. auch Anm. 101.

46 „Muße“, in: Friedrich Jaeger (Hg.): *Enzyklopädie der Neuzeit* 8, Stuttgart u.a. 2008, S. 977–981; Michael Sikora, *Der Adel in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2009, S. 87–90.

47 Zedlers *Universallexikon* von 1737 konstatiert, dass in „Teutschland und einigen andern Reichen [...] Kauffmannschafft treiben [...] dem Adel [...] nachteilig erachtet“ wird,

Die Reihe der *Ports de France* wurde somit vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Diskussion über Für und Wider einer Beteiligung des Adels am Handel als „Propagandabilder“ für eine *noblesse d'affaires* gedeutet. Sowohl durch die Darstellung der reich verzierten Kleidung, der meist symmetrischen Komposition und auch der speziellen Lichtführung schafft Vernet eine besondere Betonung der überproportional vertretenen Oberschicht und teilweise auch eine Abgrenzung zur Umgebung. Vernet zeigt, dass ein Hafen, gepflegte Konversation und Amüsement keine unvereinbaren Sphären sind und dass Standesprivilegien weiterhin erhalten bleiben können, da seine Häfen friedliche und heitere Orte der Arbeit *und* der Muße sind.

Die Hafenbilder auf diese Weise als Mittel zur Propagierung einer Idee zu deuten, ist daher durchaus plausibel, wie auch ein Seitenblick auf eine andere Hafendarstellung zeigt: Pietro Antonio d'Aragona, Vizekönig von Neapel, hatte im späten 17. Jahrhundert versucht, den Adel für Spaziergänge am neu ausgehobenen Hafenbecken in Neapel, der Darsena, zu begeistern. Dazu ließ er dort Brunnen errichten und eine Brücke für Kutschen bauen. Gaspar van Wittel malte diese Vision als idyllischen Ort, an dem, vergleichbar mit Vernets Bildern, sowohl Adelige als auch einfache Leute die Aussicht aufs Wasser genießen. Allerdings sollte es bei dieser Vision bleiben, da die Adelige vor Ort die Darsena als *peschiera* verspotteten und lieber woanders flanierten.⁴⁸

Die Bemühungen um eine *noblesse d'affaires* führten dagegen dazu, dass vor der Französischen Revolution tatsächlich einige adelige „Firmenchefs“ existierten, auch wenn die nichtadeligen Händler weitaus die größere Anzahl stellten.⁴⁹ Dennoch, anhand der Kleidung, des Verhaltens und der Art, wie Vernet die Angehörigen der vornehmen Oberschicht in die Hafenbilder setzte, ist keine eindeutige Unterschei-

s. „Kauffmannschafft“, in: Zedlers Großes Vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 15, Halle/Leipzig 1737, S. 266. Zur Situation des deutschen Adels hinsichtlich des Handels s. Stollberg-Rilinger, *Handelsgeist* (wie Anm. 24).

48 Hanke, *Schwelle* (wie Anm. 13), S. 55–57; Gaspar van Wittel, *Die Darsena in Neapel*, Öl auf Leinwand, 1718, Privatsammlung. Abbildung ebd., S. 54.

49 In Bordeaux waren es 31, in La Rochelle 17, in Marseille 11, s. Mager, *Frankreich* (wie Anm. 15), S. 197f.

zung zwischen Adel und einer nichtadeligen Funktionselite zu treffen. Ob Vernets Hafensbilder deshalb nicht nur als Repräsentationsbilder eines florierenden Frankreichs, sondern auch als Propagandabilder für eine *noblesse d'affaires* lesbar sind, muss daher letztlich offen bleiben.

4.4 Nebenbefunde

4.4.1 Nebenbefund 1: Altersstruktur

Ebenso wie Vernet eine vielschichtige Gesellschaft zeigt, indem er alle drei Stände auftreten lässt, stellt er verschiedener Altersstufen dar. Zwar sind hauptsächlich arbeitsfähige Menschen mittleren Alters dargestellt, aber vereinzelt auch Kinder und Greise. Insgesamt konnten 18 Kinder erfasst werden, von denen 12 aufgrund der Kleidung oder Nähe zu einfachen Frauen als „einfach“ kategorisiert wurden und 6 der adeligen Sphäre zuzuordnen sind. Auch hier hält Vernet also das grobe Verhältnis von einem Drittel „gehobener“ zu zwei Dritteln „einfacher“ Bevölkerung ein.

Die dargestellten Kinder sind meistens im Säuglingsalter.⁵⁰ Einige wenige sind Kleinkinder, die teilweise selbständig spielen (Marseille), oder von ihren Müttern oder Ammen begleitet werden. Dabei handelt es sich jedoch nicht um Familienausflüge in den Hafen; vor allem die „gehobenen“ Kinder sind nur in Frauengruppen zu finden. Auch sind sie nie in die Nähe der oben beschriebenen vornehm gekleideten Gruppen gerückt, sondern man findet sie eher isoliert, meist von Bediensteten begleitet.

Zeitgenössische Darstellungen spielender Kinder kann man als Symbol der Vergänglichkeit deuten, betont wird auch häufig der „Übungscharakter des Spiels“.⁵¹ Im Falle der *Ports de France* tragen die ausgelassen spielenden Kinder zum heiteren Gesamteindruck des Hafens bei (Tafel VII). Vermutlich haben die Kinder darüber hinaus die Funktion, den Bildern neben der spezifischen Gesellschaftsstruktur, eine gewisse Altersstruktur zu geben. Vernet porträtiert den

50 Deswegen konnte den Kindern auch kein Geschlecht zugeordnet werden.

51 Maria Leven, *Das spielende Kind als Bildmotiv im deutschsprachigen Raum zwischen 1850 und 1914*, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Diss., 2012 (URN: urn:nbn:de:hbz:5-27520), S. 65–68.

Hafen nicht nur in seiner Funktion als Warenumsschlagplatz oder als Darstellung von Arbeitsprozessen,⁵² sondern als Abbild einer vielfältigen Gesellschaft, die sowohl alle Schichten als auch Lebensalter einschließt, die neben den fleißig Arbeitenden auch Schlafende, Essende, Rauchende und Spielende umfasst.



Tafel VII Joseph Vernet, Ansicht von Marseille (Detail)

4.4.2 Nebenbefund 2: Fremde

Bislang wurde die Anwesenheit der hier als „fremd“ Erfassten vernachlässigt. Das liegt daran, dass sie zwar auf fast allen Bildern vertreten sind und es aufgrund ihrer sich von der Mehrheit unterscheidenden Kleidung sinnvoll schien, sie als eigene Gruppe zu fassen, sich aber gleichzeitig aufgrund der geringen Zahlen allein keine weitergehenden Aussagen treffen lassen. Eine Analyse, um wen es sich bei diesen als „fremd“ eingestuften Personen handelt und wo im Bildraum sie sich befinden, ergibt ein genaueres Bild. Sie können keine eigene Gruppierung bilden, da sie sich in ein Gesellschaftsschichtenmodell, wie es hier zugrunde liegt, nicht einfügen lassen. Innerhalb

⁵² Held, *Monument* (wie in Anm. 3), S. 89.

dieser „Fremden“ gibt es nämlich sowohl reich gekleidete Händler als auch Bedienstete als Begleiter der gehobenen Gesellschaft sowie Galeerensklaven.⁵³ Ebenso sind sowohl alte als auch junge exotisch gekleidete Figuren fassbar. Auch inhaltlich oder kompositorisch setzt Vernet sie nicht von den anderen Figuren ab. Sie befinden sich sowohl zentral in der Bildmitte als auch im Hintergrund.

Die „Fremden“ im Hafen weisen zwar auf die Beziehungen Frankreichs zu anderen Ländern hin, bedienen dabei aber neben einer gewissen Faszination für die exotischen Gewänder keine Klischees, die zur damaligen Zeit – zum Beispiel in Reiseberichten – kursierten (Tafel VIII). Gemeinhin hatten solche Topoi und Vorurteile die Funktion, fremde Eindrücke einordnen und verarbeiten zu können.⁵⁴ Bei Vernet verkommen die „Fremden“ aber gerade nicht zu starren Klischees, sondern sie tun im Hafen das, was alle tun: Sie arbeiten, spazieren oder unterhalten sich. Dass Vernet jene Gruppe nicht weiter als besonders kennzeichnet, lässt darauf schließen, dass er durch ihre Darstellung nicht eine Argumentation verfolgt, wie sie innerhalb eines Proto-Orientalismus-Diskurses denkbar wäre, sondern dass für ihn exotisch gekleidete Personen im Hafen Teil der Normalität waren.⁵⁵ Er bediente mit der Darstellung dieser Fremden außerdem die in jener Zeit allgemeine Faszination für fremde Kulturen: In den dargestellten Stoffen, Möbeln, Accessoires und Kleidern äußert sich die Lust an exotischen Luxusgütern.⁵⁶

53 Zu den Galeerensklaven in Toulon s. Brigitte Sölch, *Architektur bewegt. Pugets Rathausportal in Toulon oder Schwellenräume als ‚sympathetische‘ Interaktionsräume*, in: Mitteilungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz 1 (2014), S. 71–94, 79.

54 Tanja Hupfeld, *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts. „Il les faut voir et visiter en leur pays“*, Göttingen 2007, S. 48–49.

55 S. Stefan R. Hauser, *Orientalismus*, in: Hubert Cancik u.a. (Hg.), *Der Neue Pauly*, (http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/orientalismus-rwg-e1510390?s.num=0&s.f.s2_parent=s.f.book.der-neue-pauly&s.q=orientalismus); Edward Said, *Orientalismus*, Frankfurt 2010.

56 In der Ansicht von Marseille befinden sich mehrere Figuren, die sich um eine exotisch gekleidete Dame gruppieren und ihre orientalistisch wirkenden Accessoires bewundern. Siehe auch Natacha Coquery, *Les boutiquiers parisiens et la diffusion des indiennes au XVIII^e siècle*, in: Gérard Le Bouëdec und Brigitte Nicolas (Hg.), *Le goût de l’Inde*, Rennes 2008, S. 74–81.



Tafel VIII Joseph Vernet, Ansicht von Marseille (Detail)

Fazit

Durch die quantitative Analyse konnte nachgewiesen werden, dass den untersuchten Bildern der *Ports de France* eine regelmäßige bildinterne Gesellschafts- und Geschlechtsstruktur zugrunde liegt. Die Gesellschaft im Hafen entspricht dabei nicht der tatsächlichen Gesellschaftsstruktur des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Vielmehr zeigt uns Vernet eine friedlich koexistierende Menschenmenge, in der Arbeiter, Verkäufer und Verkäuferinnen, Reeder und Händler ihrer Arbeit nachgehen und sich sowohl Menschen aus den unteren Schichten sowie Adelige ihre Freizeit vertreiben.

Vernet legt allen untersuchten Bildern eine bestimmte Geschlechtsstruktur zu Grunde: 80 % der Dargestellten sind männlich. Sie sind in allen möglichen Rollen dargestellt: Als einfache Arbeiter, als Bedienstete, als Reeder, als Repräsentanten der Oberschicht, als Kriminelle. Dagegen sind die 20 % Frauen meist in bestimmten Funktionszusammenhängen, etwa als Verkäuferinnen, gezeigt. Durch die Darstellung von Kindern und auch Greisen wird die Gesellschaft neben einer Schichtenverteilung auch altersspezifisch vielfältiger.

Dabei verrichten alle Figuren ihre Arbeit mit Freude und Würde. Auch die vornehmen Vertreter der Oberschicht, die sich nicht in ihrer gewohnten Umgebung, sondern in nicht ungefährlichen Häfen aufhalten, zeigen sich interessiert und amüsiert am Geschehen um sie herum. Vernet spricht mit bildnerischen und kompositionellen Mitteln den Betrachter direkt an. Er führt ihm vor, dass Handelshäfen besichtigungswerte Orte der Betriebsamkeit und Muße zugleich sind, der Handel alles andere als anrühlich und schmutzig ist. Um dieses Idealbild möglichst authentisch wirken zu lassen, bemüht sich Vernet um eine realitätsnahe Darstellung.

Dem Auftraggeber Marigny war Wirklichkeitsnähe wichtig, weswegen er Vernet genaue Anweisungen gab und Berater zur Seite stellte, damit Arbeitsprozesse, Schiffe und Gerätschaften möglich wirklichkeitsgetreu aussahen. Der Künstler Vernet jedoch treibt das Verwirrspiel von Idealbild und Wirklichkeit, das jedem Kunstwerk nach einem „echten“ Vorbild, sei es Porträt oder Landschaft, anhaftet, auf die Spitze. Auf ein im Marseiller Hafen liegendes Paket setzt er illusionistisch seine Signatur: *Peint par Joseph Vernet a Marseille en 1754* (Tafel VIII). Der Zusatz „a Marseille“ suggeriert die Augenzeugenschaft Vernets. Hiermit wird ein Authentizitätsanspruch formuliert, den man auch hinsichtlich der „Echtheit“ der dargestellten Szene deuten kann. Gleichzeitig bricht Vernet sein Selbstzeugnis, dass er den Hafen genauso gesehen hat, wie er ihn darstellt, indem er die Signatur selbst Teil des Bildes sein lässt und damit nicht Teil der Welt des Betrachters.

Somit lässt er bewusst offen, ob es sich bei den *Ports de France* um Idealbilder von Häfen handelt, in denen Adel und einfaches Volk vernügt koexistiert oder ob Vernet seinen konkreten Seheindruck auf die Leinwand brachte. Fest steht dagegen, dass dieser Eindruck nicht die nahe Zukunft Frankreichs abbildete, da die Gesellschaft, die ein paar Jahre zuvor noch heiter die Häfen Frankreichs bevölkerte, 1789 erheblich ins Wanken geriet.

Tafeln

(mit Markierung des untersuchten Uferabschnittes)



Tafel IX Joseph Vernet, L'Intérieur du Port de Marseille, vu du Pavillon de l'horloge du Parc, 1754, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine



Tafel X Joseph Vernet, Le Port vieux de Toulon. La vue est prise du côté des Magasins aux vivres, 1756, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine



Tafel XI Joseph Vernet, *Vue d'une partie du Port & de la ville de Bordeaux, prise du côté des Salinières, 1759*, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine



Tafel XII Joseph Vernet, *Vue du Port de La Rochelle, prise de la petite Rive, 1762*, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine



Tafel XIII Joseph Vernet, *Vue du Port de Rochefort, prise du Magasin des Colonies*, 1762, Öl auf Leinwand, 165 x 263 cm, Musée national de la Marine



Tafel XIV Joseph Vernet, *Vue du Port de Dieppe*, 1765, Öl auf Leinwand, 165,5 x 264 cm, Musée national de la Marine

Fotografien:

Mark Hengerer, mit freundlicher Genehmigung des Musée national de la Marine, Paris

Julian zur Lage

„If Robertson be wrong, we are fully
content to be wrong with him“¹

Der *Dispute of the New World* in britischen
Rezensionsjournalen, 1787/88

Von etwa 1750 bis weit in das 19. Jahrhundert prägte ein – nach dem Titel von Antonello Gerbis bahnbrechender Studie² – als *Dispute of the New World* bezeichneter Konflikt die (natur-) historische Darstellung Amerikas. Beiderseits des Atlantiks erschienen in diesem Zeitraum unzählige, teilweise polemische, teilweise wissenschaftliche Beiträge, die den Entwicklungsstand von Flora, Fauna und Menschen in der Neuen Welt diskutierten. Auf den ersten Blick mögen die in den Jahren 1787 und 1788 gedruckten Rezensionen zu einigen wenigen Werken daher wie eine Randnotiz zu der Fülle von Veröffentlichungen wirken. Die meist wenige Seiten langen, anonymen³ Kritiken wurden in der älteren Forschung zugunsten von Schriften mit bekannten Urhebern vernachlässigt.⁴

Gerade für die englischsprachigen Auseinandersetzungen bilden die beiden Jahre jedoch einen Schlüsselzeitraum: 1787 erschie-

1 Anonym, *Rezension zu: History of Mexico; collected from Spanish and Mexican Historians from the Italian of L'Abbe De Francesco Saverio Clavigero. By Charles Cullen, Esq. 2 vols 4to 2l 2s. Robinson. 1787*, in: *The European Magazine, and London Review* 12 (1787), S. 16–18, 125–129, hier S. 16f.

2 Antonello Gerbi, *The Dispute of the New World. The History of a Polemic, 1750–1900*. Pittsburgh 1973 (Ital. Erstveröffentlichung 1955).

3 Veröffentlichungen zur Identifizierung von Zeitschriftenautoren des Zeitraums belegen bisher nur andere Themenfelder, siehe etwa Antonia Forster, *Index to book reviews in England, 1775–1800*. London 1997; Montluzin, Emily Lorraine de, *Attributions of Authorship in the European Magazine, 1782–1826*, <http://bsuva.org/bsuva/euromag/> (04.04.2020). Da die Herausgeber meist auf Anonymität achteten, spielten Autoren in der zeitgenössischen Wahrnehmung der Rezensionen keine Rolle, siehe: Wilbur T. Albrecht, *Monthly Review, The*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/London 1983, S. 231–237, hier S. 233.

4 Beispielsweise Charles E. Ronan, *Francisco Javier Clavigero, S.J. (1731–1787), Figure of the Mexican Enlightenment. His Life and Works*. Rom [u.a.] 1977.

nen sowohl Thomas Jeffersons *Notes on the State of Virginia* als auch die englische Übersetzung von Francisco Saverio Clavigeros⁵ *Storia Antica Del Messico* erstmals in London⁶; 1788 erfolgte zudem eine Neuauflage von William Robertsons 1777 erstveröffentlichter *History of America*, die im Wesentlichen eine Reaktion auf Clavigeros Werk darstellte.⁷

Obwohl Jeffersons *Notes* anders als die *Storia* ein landeskundliches, kein historiographisches Werk sind, verbindet ein zentraler Faktor die beiden amerikanischen Autoren: Der in Mexiko geborene und im italienischen Exil schreibende Jesuit Clavigero sowie der spätere US-Präsident vertraten eine Arbeitsweise, die persönliche Kenntnis der beschriebenen Gebiete als unabdingbar für die Kompetenz eines Autors formulierte. William Robertson, der seine *History of America* ohne eigene Reiseerfahrung in den von ihm beschriebenen Gebieten verfasste, stand dagegen in der Tradition eines Überlegenheitsanspruchs sesshafter europäischer Gelehrter gegenüber vermeintlich ungebildeten Nicht-Europäern und Reisenden.

Aufbauend auf die ältere Reiseberichtskritik, etwa in Jean-Jacques Rousseaus *Discours*⁸, hatten sich zuvor bereits die *Recherches Philosophiques sur les Américains* (1768/69) des Xantener Kanoni-

5 In diesem Beitrag wird die italianisierte Version – Francesco Saverio Clavigero statt Francisco Javier Clavijero – verwendet, unter der die Veröffentlichungen erschienen. Die britischen Diskurse verhandelten de facto eine Autorenfiktion statt der Person, ersichtlich etwa daran, dass der Tod Clavigeros ignoriert wurde, siehe Joselyn M. Almeida, *Reimagining the Transatlantic, 1780–1890*. Farnham [u.a.] 2011, S. 24.

6 Thomas Jefferson, *Notes on the State of Virginia*. London 1787; Francesco Saverio Clavigero, *The History of Mexico. Collected from Spanish and Mexican historians, from manuscripts, and ancient paintings of the Indians. Illustrated by charts, and other copper plates, to which are added critical dissertations on the land, the animals, and inhabitants of Mexico. Translated from the original Italian, by Charles Cullen, Esq.* London 1787. Ursprünglich: Francesco Saverio Clavigero, *Storia Antica Del Messico Cavata Da' Migliori Storici Spagnuoli, E Da' Manoscritti, E Dalle Pitture Antiche Degl' Indiani. Divisa In Dieci Libri, E Corredata Di Carte Geografiche, E Di Varie Figure: E Dissertazioni Sulla Terra, sugli Animali, e sugli abitatori del Messico*. Cesena 1780–81.

7 William Robertson, *The History of America*. 5. Aufl. London 1788.

8 Jean-Jacques Rousseau, *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. Amsterdam 1755, S. 232–237 (Note *8). Siehe dazu Anthony Pagden, *The Enlightenment and why it still matters*. Oxford 2013, S. 168–174; Cañizares-Esguerra, *History* (wie Anm. 9), S. 6f., 12f.

kus' Cornelis de Pauw⁹ sowie die mit drei vielfach nachgedruckten Auflagen zwischen 1770 und 1780 äußerst erfolgreiche *Histoire des deux Indes* des Abbé Raynal auf eine gelehrte Deutungshoheit berufen. Beide kombinierten den europäischen Kompetenzanspruch mit einer negativen Darstellung der amerikanischen Bevölkerung.

Deutlich wird diese Haltung an einem Zitat aus der *Histoire des deux Indes*, das die wissenschaftlich-kulturellen Fähigkeiten der Bewohner der Neuen Welt in Zweifel zieht:

On doit être étonné que l'Amérique n'ait pas encore produit un bon poëte, un habile mathématicien, un homme de génie dans un seul art ou une seule science.¹⁰

Obwohl in der dritten Auflage der *Histoire des deux Indes* von 1780 nicht mehr enthalten, nahm Jefferson insbesondere an dieser Passage Anstoß.¹¹ Wie auch Clavigero verfasste er seine Arbeit mit der Intention, europäische Irrtümer und Vorurteile über den amerikanischen Kontinent als Ganzes und seinen Heimatstaat im Speziellen zu widerlegen, was die Arbeiten klar dem *Dispute of the New World* zuordnet.

Die Gemeinsamkeit aller Veröffentlichungen des *Disputes* ist, dass sie sich mit der Degenerationstheorie auseinandersetzten, einer der kontroversesten gelehrten Vorstellungen des 18. Jahrhunderts: Basierend auf Buffons *Histoire Naturelle* hatte de Pauw eine Degeneration aller Lebewesen auf dem amerikanischen Doppelkontinent postuliert.¹² Zahlreiche europäische Werke wie etwa die *History of America*

9 Zentral in Bezug auf die Ablehnung der Reisenden: [Cornelius] de P[auw], *Recherches Philosophiques sur les Américains, ou Mémoires intéressants pour servir à l'Histoire de l'Espèce humaine*. Berlin 1768/69 Bd. 1, S. 132; sowie in Anknüpfung [Cornelius] de P[auw], *Recherches Philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois*. Berlin 1773, Bd. 1, S. 4.

10 [Guillaume Thomas François RAYNAL]/[U.A.], *Histoire philosophique et politique des Etablissements et du Commerce des Européens dans les deux Indes*. Den Haag 1774, Bd. 7, S. 122.

11 Die Rücknahme der Aussage in der 1780er-Auflage erwähnte Jefferson bereits in einer Fußnote, nahm allerdings trotzdem über mehrere Seiten darauf Bezug; Jefferson, *Notes* (wie Anm. 6), S. 107–111.

12 Als Überblick: James W. Ceaser, *Reconstructing America. The Symbol of America in Modern Thought*. New Haven, London 1997, S. 19–23.

Robertsons oder die *Histoire des deux Indes* knüpften an de Pauws *Recherches Philosophiques* und somit zumindest indirekt auch die Werke Buffons an. Clavigero beabsichtigte in erster Linie, diese vier genannten Veröffentlichungen zu widerlegen, wie insbesondere in den ‚Dissertations‘ im zweiten Band explizit ausformuliert.¹³ Die bereits 1781/1782 verfassten *Notes* attackierten, der Form nach als Antworten auf einen Fragenkatalog, primär die Werke Buffons und Raynals.¹⁴ Jeffersons Ablehnung de Pauws und seine erhebliche Skepsis gegenüber Robertson ist zudem aus seiner Korrespondenz ersichtlich.¹⁵

Auch in Europa stellten sich Reisende wie Sesshafte gegen die Degenerationstheorie, eine Vielzahl von Streitschriften und Repliken entstand. Rezensenten der verschiedenen Werke bewegten sich folglich in einem konfliktreichen Themenfeld, das schon zeitgenössisch große Aufmerksamkeit erhielt. Trotzdem mag es auf den ersten Blick nicht offensichtlich erscheinen, warum gerade eine gemeinsame Analyse der Rezensionen zu Jefferson und Clavigero neue Erkenntnisse verspricht – dazu ist ein Blick in die Forschung zur Debatte notwendig.

Die Rezensionen zur Übersetzung von Clavigeros *Storia Antica Del Messico* haben unter anderem Jorge Cañizares-Esguerra¹⁶, Joselyn M. Almeida¹⁷ und Silvia Sebastiani¹⁸ genutzt, um die britischen

13 “Appendix: Containing Dissertations ... numerous Errors refuted, which have been published concerning America by some celebrated modern Authors”: Clavigero, *History* (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 195.

14 Siehe dazu Jefferson, *Notes* (wie Anm. 6), Advertisement (ohne Seitenzählung).

15 Jefferson, *Thomas an Chastellux, [François-Jean de]. Paris, 7. Juni 1785*, in: Julian P. Boyd (Hg.), *The Papers of Thomas Jefferson. Volume 8 25 February to 31 October 1785*. Princeton 1953, S. 185–186, hier S. 185f.

16 Jorge Cañizares-Esguerra, *How to Write the History of the New World. Histories, Epistemologies, and Identities in the Eighteenth-Century Atlantic World*. Stanford 2001 S. 61f.

17 Almeida, *Transatlantic* (wie Anm. 5), S. 40–43; siehe auch Joselyn M. Almeida, *British Romanticism and Latin America, 1: Shock and Awe in the New World*, in: *Literature Compass* 7 (2010), S. 713–730, DOI: 10.1111/j.1741-4113.2010.00732.x; Joselyn M. Almeida, *British Romanticism and Latin America, 2. Atlantic Revolution and British Intervention*, in: *Literature Compass* 7 (2010), S. 731–752, DOI: 10.1111/j.1741-4113.2010.00733.x.

18 Silvia Sebastiani, *What Constituted Historical Evidence of the New World? Closeness and Distance in William Robertson and Francisco Javier Clavijero*, in: *Modern Intellectual History* 11 (2014), S. 677–695, hier S. 693f.; sowie Silvia Sebastiani, *Das Amerika der Aufklärung*

Reaktionen auf das Werk zu analysieren. Die drei Beiträge verfolgen dabei ähnliche Ansätze postkolonialer Prägung, um Formen der Auseinandersetzung mit nichteuropäischer Autoren in eurozentrischen Historiographien der Aufklärung zu untersuchen. Sebastiani diagnostiziert für Clavigero als exiliertes Mitglied der aufgehobenen Jesuiten eine „double marginality“, Robertson schreibe dagegen aus dem imperialen Zentrum.¹⁹ Almeida verortet Clavigero im „epistemic space of the other“ und damit als Gegner eurozentrischer Historiographie.²⁰ Cañizares-Esguerra wiederum legt seinen Fokus auf die Bedeutung lateinamerikanischer Historiographien für das kreolische Selbstverständnis.²¹

In diesen Arbeiten finden sich jedoch kaum Bezüge zu den Rezensionen zu Thomas Jeffersons *Notes on the State of Virginia*. Diese Verbindung findet sich ansatzweise in der Forschung²² wie auch bereits zeitgenössisch in der Rezension der *English Review* zu Clavigeros Werk.²³ Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Rezensionen verdienen allerdings eine tiefergehende Untersuchung: Jefferson als protestantischer, englischsprachiger US-Staatsmann mit aus-

und die Hierarchie der Rassen. Kontroversen um die Geschichtsschreibung in der *Encyclopaedia Britannica* (1768–1788), in: Vincente Bernaschina/Tobias Kraft/Anne Kraume (Hg.), *Globalisierung in Zeiten der Aufklärung. Texte und Kontexte zur „Berliner Debatte“ um die Neue Welt* (17./18. Jh). Frankfurt am Main 2015, S. 241–284, hier S. 258.

19 Sebastiani, *Evidence* (wie Anm. 11), S. 680.

20 Almeida, *Transatlantic* (wie Anm. 5), S. 22.

21 Cañizares-Esguerra, *History* (wie Anm. 9), S. 4f.

22 Besonders zu den Ähnlichkeiten der Autoren: James D. Drake, *Appropriating a Continent: Geographical Categories, Scientific Metaphors, and the Construction of Nationalism in British North America and Mexico*, in: *Journal of World History* 15 (2004), S. 323–357. Eine kurze Erwähnung Jeffersons erfolgt bei Sebastiani, *Amerika* (wie Anm. 11), S. 260f.

23 Mit Verweis auf einen älteren Beitrag der gleichen Zeitschrift zu Jeffersons *Notes*: Anonym, *Rezension zu: The History of Mexico. Collected from Spanish and Mexican Historians, from Manuscripts, and Ancient Paintings of the Indians. Illustrated by Charts, and other Copper Plates. To which are added, Critical Dissertations on the Land, the Animals, and Inhabitants of Mexico. By Abbé D. Francesco Saverio Clavigero. Translated from the original Italian, by Charles Cullen, Esq. 2 Vols. 4 to. 21 2s. boards. Robinsons. London, 1787*, in: *The English Review*, or, an Abstract of English and Foreign Literature (1787/88), IX: S. 401–410; X: S. 170–182; XI: S. 176–187, hier III. Teil, S. 178f.

geprägten Kontakten in die nordwesteuropäische Gelehrtenwelt²⁴ als Gegenpol zum – laut der neueren Forschung – ‚marginalisierten‘ Clavigero ermöglicht eine neue Perspektive auf die Rezeption nichteuropäischer Gelehrter in der *République des Lettres*.

An diesem Kontrast lässt sich die Frage untersuchen, welche Rolle den amerikanischen Autoren von Seiten der europäischen gelehrten Öffentlichkeit zugebilligt wurde. Anhand der in den Rezensionen ausformulierten Einschätzungen ihrer Legitimationsformen wird ersichtlich, dass nicht nur ein ideologischer, sondern ganz zentral auch ein epistemischer Eurozentrismus die Debatten um den *Dispute* prägte, der sesshaften europäischen Gelehrten wie Robertson einen diskursiven Vorteil verschaffte.

I. Amerika rezensieren. Die Beiträge in den *Reviews*

Die wichtigsten englischen Rezensionen widmeten Jeffersons *Notes* und Clavigeros *History of Mexico* jeweils mindestens einen Beitrag: Die beiden ältesten 1787 noch bestehenden *Reviews*, die 1749 von Ralph Griffiths gegründete *Monthly Review* und der 1756 entstandene Konkurrent *Critical Review*²⁵, hatten 1781 beziehungsweise 1782 bereits die italienische Erstveröffentlichung *Storia Antica Del Messico* besprochen.²⁶ Beide Blätter thematisierten die Übersetzung erneut, so dass 1787/88 mit den Rezensionen des *European Magazine*,

24 Dazu konkret Hannah Spahn, *Cosmopolitan Imperfections: Jefferson, Nationhood, and the Republic of Letters*, in: Peter Nicolaisen/Hannah Spahn (Hg.), *Cosmopolitanism and Nationhood in the Age of Jefferson*. Heidelberg 2013, S. 113–135, hier S. 128f. zur Rolle der *Notes* in Bezug auf die *République des Lettres*.

25 Zur Bedeutung und Geschichte der beiden Blätter siehe: Frank Donoghue, *The Fame Machine. Book Reviewing and Eighteenth-Century Literary Careers*. Stanford 1996, S. 20f.

26 Anonym, Rezension zu: *Storia Antica Del Messico &c. i.e. The ancient History of Mexico, drawn from the best Spanish Historians, from Manuscripts and ancient Indian Paintings, divided into ten Books, and enriched with Maps, Cuts, and Dissertations. By the Abbé Don Francisco Xavier Clavigero. 4to. Cesena. 1780*, in: *The Monthly Review; or Literary Journal* LXV (1781), S. 462–464; Anonym, Rezension zu: *Storia antica del Messico cavata da' Migliori Storici Spagnuoli, e da' Manoscritti, e dalle Pitture antiche degl' Indiani; divisa in dieci Libri, e corredata di Carte Geografiche, e di varie Figure e Dissertazioni sulla Terra, sugli Animali, e sugli abitatori di Messico. Opera deli Abate D. Francisco Saverio Clavigero [...]*, in: *The Critical Review; or, Annals of Literature* 54 (1782), S. 63–65; 142–145; 311–314; 390–392.

and *London Review*²⁷ und der *English Review* zu den beiden Werken insgesamt je vier Rezensionen erschienen, in einigen Fällen über mehrere Einzelbeiträge verteilt. Das *Scots Magazine* veröffentlichte ebenfalls je eine Rezension zu Clavigero und Jefferson, die jedoch im Wesentlichen Kopien der Besprechungen aus *Monthly* beziehungsweise *London Review* darstellten.²⁸ Einen Überblick der verschiedenen Werke und Rezensionen bietet folgende Tabelle:

	Übersicht der Werke, Journale und Reviews	Rezensierte Werke		
		Clavigero: <i>Storia</i> , Cesena 1781/82	Clavigero: <i>History</i> , London 1787	Jefferson: <i>Notes</i> , London 1787
Journale (Gründungsjahr ²⁹)	<i>Montly Review</i> (1749)	Dez 1781 (Nur Bd. 1+2)	Jun 1787	May, Jun 1788
	<i>Critical Review</i> (1756)	Jul, Aug, Oct, Nov, 1782	Jun 1787	Nov 1787
	<i>London Review</i> (1782)	–	Jul, Aug 1787	Aug, Oct, Nov 1787
	<i>English Review</i> (1784)	–	Jun, Sept 1787, Mar 1788	Feb 1788
	<i>Scots Magazine</i> (1739)	–	Sept, Nov 1787 (nach <i>Monthly</i> Review- Rezension)	Sept 1787 (nach Teil 1 der <i>London Review</i> - Rezension)

27 Das Journal verstand sich als Mischung aus *Review* und klassischem *Magazine*, siehe Helene E. Roberts, *European Magazine, The*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/ London 1983, S. 106–112, hier S. 106. Da der Rezensionsteil als *London Review* überschrieben war, wird im Folgenden diese Bezeichnung verwendet.

28 Ein für das *Scots Magazine* übliches Vorgehen, siehe Wilbur T. Albrecht, *Scots Magazine, The*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/ London 1983, S. 299–304, hier S. 300. Der September-Beitrag zu Clavigero beinhaltet nur Textauschnitte ohne eigentliche Rezension: Anonym, *Rezension zu: History of Mexico, collected from Spanish and Mexican historians, &c. Translated from the Italian of L'Abbè De Francesco Saverio Clavigero, By Charles Cullen, Esq; 2 vols. 4 to 2l.2s.* *Robinson*, in: *The Scots Magazine or, General Repository of Literature, History, and Politics* 49 (1787), S. 446–449; 548–551, hier S. 446–449.

29 Nach Appendix C. *A Chronology of Social and Literary Events and British Literary Magazines, 1698–1788*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/ London 1983, S. 381–392, hier S. 386–392.

Die Beiträge wiesen in der Form keine größeren Unterschiede auf: Der Umfang betrug maximal 32 Seiten, meist jedoch deutlich weniger. Alle zitierten oder paraphrasierten längere Textabschnitte, mitunter zusätzlich zur eigentlichen Rezension, aus den besprochenen Büchern oder aus anderen für den *Dispute* wichtigen Werken.³⁰ Daher konnten die Rezensenten ihre Einschätzung des Werks nur auf wenigen Seiten darlegen.

Weitere Ähnlichkeiten zeigten sich in der Struktur der Rezensionen, etwa in einer mehrfach vorhandenen einleitenden Passage zum Autor, bei Clavigero-Rezensionen oft mit großer Ähnlichkeit zum Vorwort des Übersetzers Charles Cullen³¹, oder einem abschließenden, meist Pro und Contra abwägenden Fazit.³²

Inhaltlich spiegelten die Rezensionen ein breites Meinungsspektrum wider: Vor allem die *English Review* druckte positive Besprechungen, deren Argumentation den Werken amerikanischer Autoren oder europäischer Reisender ähnelte.³³ Die *London Review* vertrat die entgegengesetzte Position: In weiten Teilen folgten ihre Rezensionen der Einschätzung der sesshaften europäischen Autoren. Die beiden etablierten Journale, *Monthly Review* und *Critical Review*, nahmen moderate Haltungen ein.³⁴ Durch die Kopien aus verschiedenen

30 Der längste Beitrag zitiert etwa Buffon und de Pauw: Anonym, *Rezension Clavigero English Review* (wie Anm. 16), S. 180f.

31 Etwa Anonym, *Rezension zu: The History of Mexico. Collected from Spanish and Mexican historians, from manuscripts, and ancient paintings of the Indians. Illustrated by charts and plates. By Abbé D. Francesco Saverio Clavigero. Translated from the original Italian, by Charles Cullen, Esq. 4to. 2 Vols. 2l. 2s Boards. Robinsons. 1787*, in: *The Monthly Review; or Literary Journal LXXVI* (1787), S. 633–640, hier 633f., wobei schon in der Rezension der italienischen Ausgabe eine ähnliche Passage Aufnahme fand: Anonym, *Rezension Storia Monthly Review* (wie Anm. 27), S. 462f.

32 Ersichtlich an den im Folgenden aufgeführten Beispielen.

33 Bereits der volle Name des Journals (*The English Review, or, an Abstract of English and Foreign Literature*) deutet eine größere Offenheit für nichtbritische Beiträge an. Zudem gilt der 1787 bereits nicht mehr aktive Gründer, Gilbert Stuart, als erbitterter Gegner Robertsons: Wilbur T. Albrecht, *English Review, the*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/ London 1983, S. 102–106, hier S. 102.

34 In der Regel standen die beiden großen *Reviews* an verschiedenen Enden des politischen Spektrums, siehe Robert D. Spector, *Critical Review, the*, in: Alvin Sullivan (Hg.), *British Literary Magazines. The Augustan Age and the Age of Johnson, 1698–1788*. Westport/ London 1983, S. 72–77, hier S. 74. Den Positionen im ‚Dispute‘ können allerdings keine politischen Strömungen zugeordnet werden.

Reviews lässt sich das *Scots Magazine* weniger klar positionieren. Da die wichtigste Änderung eine Entschärfung des Beitrags der *London Review* zu Jefferson darstellte, ist ebenfalls eine tendenziell gemäßigte Position zu diagnostizieren.³⁵

Die unterschiedlichen Standpunkte lassen sich in erster Linie an drei Themenfeldern ablesen: 1) Der Bedeutung, die persönlicher Kenntnis des beschriebenen Landes zugemessen wird, 2) der Wertung der Werke als ‚philosophischer‘ Beitrag, sowie 3) der Frage, ob Robertson und anderen europäischen Autoren oder dem rezensierten Werk in Sachfragen der Vorzug gegeben wird.

1) Die Bewertung lokaler Erfahrung

Für in Amerika geborene Autoren war die Frage der Wertschätzung lokaler Erfahrung zentral: Sie betonten, genauso wie einige positiv eingestellte Rezensenten, etwa Orts- und Sprachkenntnisse. Negative Darstellungen klagten dagegen beispielsweise über eine vermeintliche Voreingenommenheit aus der persönlichen Bindung an das thematisierte Land. Diese Pole schlossen sich jedoch nicht zwingend aus, wie die ausführliche Rezension zu Clavigeros *History of Mexico* in der *English Review* zeigt:

European authors may form theories and write dissertations in the closet; but the accurate knowledge of American antiquities, arts, discoveries, and manners, can only be obtained from enlightened men who have examined the scene with their own eyes, and are acquainted with the language of the natives. The Abbé Clavigero discovers too much enthusiasm and too much garrulity; but the learned reader will easily separate the dross from the pure ore; and the literary world will rejoice in the valuable addition our author has made to the history of American ingenuity and arts.³⁶

35 Anonym, *Rezension zu: Notes on the State of Virginia. Written by Thomas Jefferson. Illustrated with a map, including the States of Virginia, Maryland, Delaware, and Pennsylvania.* 8vo. 6s. Stockdale, in: *The Scots Magazine or, General Repository of Literature, History, and Politics* 49 (1787), S. 449–457, hier S. 449 mit einer positiven Bemerkung zu Jeffersons „spirit of scientific research“. Auch die negativen ersten Absätze des Originals wurden neutraler umformuliert.

36 Anonym, *Rezension Clavigero English Review* (wie Anm. 16), III. Teil, S. 187f.

Der Rezensent wog die beiden gegensätzlichen Urteile ab, indem er einerseits Kritik am zu großen „Enthusiasmus“ Clavigeros übte, diesen Vorwurf aber andererseits gegenüber den aus der Herkunft Clavigeros entstandenen Vorteilen – „accurate knowledge“, Augenzeugenschaft und Sprachkenntnisse – als untergeordnet einstufte.

Eine ähnlich positive Einschätzung der Qualifikation Clavigeros fand sich bereits in der Rezension der *Monthly Review* zur italienischen Originalfassung sowie in einem des gleichen Journals von 1787.³⁷ Auch die *Critical Review* verwendete, obgleich weniger elaboriert und positiv gegenüber der lokalen Erfahrung Clavigeros, eine dem obigen Zitat verwandte Figur:

The author's predilection for the Mexicans is very great; but it is so obvious, that no inconvenience can arise from its effects.³⁸

Der Vorwurf fehlender Neutralität wurde in diesen Beispielen zur Prokatalepsis: Da für den Leser kein Schaden entstünde, sei der Makel folgenlos. Die Besprechungen konnten so ihrem kritischen Anspruch gerecht werden und einen Topos der Auseinandersetzung mit außereuropäischen Texten aufgreifen, ohne erzwungenermaßen ein negatives Urteil abzugeben.

Andere Rezensionen bezichtigten auch Jefferson eines übersteigerten Patriotismus: Die *Monthly Review*-Rezension bezeichnete ihn als „warm panegyrist“ der weißen Einwohner Amerikas und bemängelte Jeffersons von „local prejudices“ geprägte Urteile.³⁹ Die *London*

37 Anonym, *Rezension Storia Monthly Review* (wie Anm. 27), S. 462f.; Anonym, *Rezension Clavigero Monthly Review* (wie Anm. 32), S. 633f.

38 Anonym, *Rezension zu: The History of Mexico. Collected from Spanish and Mexican Historians, from Manuscripts, and Ancient Paintings of the Indians. Illustrated by Charts, and other Copper Plates. To which are added, Critical Dissertations on the Land, the Animals, and Inhabitants of Mexico. By Abbé D. Francesco Saverio Clavigero. Translated from the original Italian, by Charles Cullen, Esq., in: The Critical Review; or, Annals of Literature* 63 (1787), S. 410–417, hier S. 417.

39 Anonym, *Rezension zu: Notes on the State of Virginia. Written by Thomas Jefferson. Illustrated with a Map, including the States of Virginia, Maryland, Delaware, and Pennsylvania. 8vo. 7s. Boards, Stockdale. 1787, in: The Monthly Review; or Literary Journal* LXXVIII (1788), S. 377–382; 459–464, hier S. 378 sowie S. 463.

Review belegte beide Autoren mit diesem Vorwurf; in Bezug auf Jefferson kritisierte der Rezensent „the ardour of his zeal to aggrandize the intellectual powers of ‘the Man of America’ and belittle those of the Man of Europe“.⁴⁰ Dieser Satz nimmt Bezug auf Jeffersons Ablehnung des einleitend zitierten Angriffs auf den „Genius der Amerikaner“ aus der *Histoire des deux Indes* und greift somit den ursprünglichen Vorwurf wieder auf.

In ähnlichem Stil unterstellte der Rezensent zu Clavigeros *History of Mexico* fehlende Neutralität, die dazu verführe, die Nahuatl-Kultur zu positiv zu beschreiben.⁴¹ Als Konsequenz aus dieser Argumentation sprach die *London Review* beiden Werken ab, signifikante Aussagen zu treffen. Schon die Frage der lokalen Erfahrung eröffnete somit das volle Spektrum zwischen Zustimmung und deutlicher Ablehnung der amerikanischen Beiträge.

2) Philosophie als Unterscheidungsmerkmal

Im späten 18. Jahrhundert dominierte im westlichen Europa eine philosophische Geschichtsschreibung, die stark von den Prinzipien der Aufklärung geprägt war.⁴² Amerikanische Autoren distanzieren sich mitunter explizit von dieser Strömung: Sowohl Clavigero als auch Jefferson assoziierten die Philosophie ihrer Zeitgenossen mit anti-amerikanischen Standpunkten. In einer Passage aus der *History of Mexico* greift Clavigero fehlendes Wissen über Amerika und die Skepsis europäischer Autoren gegenüber indigenen Überlieferungen als typisch für die Philosophie des 18. Jahrhunderts an:

Amongst modern writers on American affairs, the most famous and esteemed are the Abbé Raynal and Dr. Robertson. The Abbé, besides several gross delusions, into which he has fallen respecting the present state of New Spain,

40 Anonym, *Rezension zu: Jefferson, Thomas: Notes on the State of Virginia, London 1787*, in: *The European Magazine, and London Review* (1787), S. 112–116, 273–276, 379–382, hier S. 273. Hervorhebung im Original.

41 Anonym, *Rezension Clavigero London Review* (wie Anm. 1), hier S. 17f.

42 Nicholas Phillipson, *Providence and progress: an introduction to the historical thought of William Robertson*, in: Stewart J. Brown (Hg.), *William Robertson and the Expansion of Empire*. Cambridge [u.a.] 1997, S. 55–73, hier S. 55–57.

doubts of every thing which is said concerning the founding of Mexico, and the ancient history of the Mexicans. 'Nothing,' says he, 'are we permitted to affirm, except that the Mexican Empire was governed by Montezuma, at the time that the Spaniards landed on the Mexican coast.' This is the manner of speaking of a *philosopher* of the eighteenth century⁴³

Ähnlich formulierte Jefferson in seiner Korrespondenz sein Wohlwollen gegenüber Clavigeros Werk mit einem ironischen Seitenhieb auf die „sound philosophy“:

Clavigero, an Italian also, who has resided thirty six years in Mexico, has given us a history of that country, which certainly merits more respect than any other work on the same subject. He corrects many errors of Dr. Robertson and tho[ugh] *sound philosophy* will disapprove many of his ideas, we must still consider it as an useful work, and assuredly the best we possess on the same subject.⁴⁴

Beide Zitate zeigen ein Verständnis gelehrten Arbeitens, das durch eine Skepsis gegenüber der europäischen Aufklärungsphilosophie und ihrer am Schreibtisch formulierten Theorien konstituiert war. Die Autoren orientierten sich stattdessen an empirischen Herangehensweisen, etwa in Form einer älteren Tradition quellennahen Arbeitens. Der Abdruck von Quellentexten in den *Notes* und die bereits im Titel angekündigte Abbildungen von Monumenten in der *History of Mexico* verdeutlichen diese Anknüpfungen.⁴⁵

43 Clavigero, *History* (wie Anm. 6), Bd. I, S. xxv. Hervorhebung JzL.

44 Jefferson, *Thomas an Willard, Joseph. Paris, 24. März 1789*, in: Julian P. Boyd (Hg.), *The Papers of Thomas Jefferson. Volume 14 8 October 1788 to 26 March 1789*. Princeton 1958, S. 697–699, hier S. 698. Hervorhebung JzL. Allerdings empfahl Jefferson einem jungen Verwandten die Lektüre der *History of America* zur Erweiterung seiner Allgemeinbildung: Jefferson, *Thomas an Garland Jefferson, John. New York, 11. Juni 1790*, in: Julian P. Boyd (Hg.), *The Papers of Thomas Jefferson. Volume 16 30 November 1789 to 4 July 1790*. Princeton 1961, S. 480–482, hier S. 481.

45 Jefferson, *Notes* (wie Anm. 6), ab S. 393 mit Abdruck von Quellen: Zur empirischen Herangehensweise Jeffersons siehe Lee Alan Dugatkin, *Mr. Jefferson and the Giant Moose. Natural History in Early America*. Chicago [u.a.] 2009, S. x. Zum Verständnis Clavigeros siehe Sebastiani, *Evidence* (wie Anm. 11), S. 689f.

Trotz dieser amerikanischen Skepsis gegenüber der europäischen Philosophie griffen die britischen Rezensenten die Qualität der Arbeiten an, wenn sie den Autoren diesbezügliche Kompetenz absprachen. Der Beitrag der *English Review* urteilte etwa über Jeffersons Vergleich asiatischer und amerikanisch-indigener Sprachen: „A philosopher would rather draw an opposite conclusion“⁴⁶. Ein ähnliches Urteil fand sich in einer Passage der *Critical Review* zu Clavigero:

We cannot pursue our author's arguments particularly; he is often mistaken in his philosophical opinions, and often too eager and zealous in his opposition.⁴⁷

In beiden Beispielen kritisierten die Rezensenten Schlussfolgerungen oder Detailwissen der amerikanischen Autoren und nahmen so Partei für die europäischen Theorien. Ähnlich, aber spezifischer formulierte auch der *Monthly Review*-Rezensent Kritik an Clavigero, indem er explizit die naturhistorische Qualität der *History of Mexico* angriff.⁴⁸

Trotzdem zeichneten alle drei Beiträge ein tendenziell positives Bild der rezensierten Werke, was als Zustimmung zum philosophiekritischen Standpunkt der amerikanischen Autoren gedeutet werden könnte: Die Rezensionen hätten den philosophischen Diskursen ihrer Zeit keine so große Bedeutung beigemessen, dass die diesbezüglichen Fehler der Werke ihre grundsätzliche Qualität entscheidend minderten.

Dem entgegen plädiert dieser Aufsatz für eine andere Lesart: Die Rezensenten formulierten deshalb keinen philosophischen Anspruch an amerikanische Autoren, weil diese lediglich Informationen für europäische Gelehrte liefern sollten. Diese geforderte Aufgabenteilung entsprach einer – zwar vergleichsweise moderaten – Form der einleitend

46 Anonym, *Rezension zu: Jefferson, Thomas: Notes on the State of Virginia, London 1787*, in: *The English Review, or, an Abstract of English and Foreign Literature* XI (1788), S. 130–137, hier S. 135.

47 Anonym, *Rezension Clavigero Critical Review* (wie Anm. 39), S. 412.

48 Anonym, *Rezension Clavigero Monthly Review* (wie Anm. 32), S. 634.

erläuterten Reiseberichtskritik, beruhte aber grundsätzlich auf einer verwandten Überlegenheitskonzeption europäischer Gelehrter.

Wurde einem Autor philosophische Qualität zugebilligt, war das folglich ein umso positiveres Urteil. Beispielsweise hieß es in der *Critical Review* zu Jefferson: „we respect the author as an accurate enquirer, and a well-informed philosopher“.⁴⁹ Der gleiche Beitrag bezog in der von der *Histoire des deux Indes* aufgeworfenen Frage des amerikanischen „Genies“ jedoch deutlich Stellung gegen Jefferson.⁵⁰ Dieser innere Widerspruch verdeutlicht, dass auch der *Critical-Review* Rezensent gegenüber der amerikanischen Gelehrsamkeit skeptisch blieb. Ein Großteil der Kritiker billigte den Autoren der Neuen Welt keine philosophischen Fähigkeiten auf europäischem Niveau zu.

3) Inhaltliche Differenzen und ihre methodischen Dimensionen

Die Einschätzung inhaltlicher Aspekte knüpfte teilweise an die Gegenüberstellung von Quelle und philosophischer Betrachtung an. Insbesondere die Rezension der *London Review* macht diese Verknüpfung sichtbar. Die Aussage „if Robertson be wrong, we are fully content to be wrong with him“⁵¹ verdeutlicht den Standpunkt des Beitrags zur *History of Mexico*: Clavigeros Autorität wurde selbst in Bezug auf die Informationsübermittlung untergraben, zu der andere Journale ihn aufgrund seiner Lokalkenntnisse ausdrücklich qualifiziert sahen. Der Rezensent der *London Review* zog Robertsons *History of America* unabhängig von Sachfragen und möglichen Widersprüchen seinem amerikanischen Widersacher vor.

Beide Rezensionen der *London Review* nutzten eine weitere Konstruktion, um die amerikanischen Autoren zu diskreditieren: Da Clavigero Korrekturen an Robertsons Schreibweise von Nahuatl-Begriffen vorgenommen hatte, titulierte der Rezensent ihn „this Mexican

49 Anonym, Rezension zu: *Notes on the State of Virginia. Written by Thomas Jefferson. Illustrated with a Map, including the States of Virginia, Maryland, Delaware, and Pennsylvania.*, in: *The Critical Review*; or, *Annals of Literature* 64 (1787), S. 367–376, hier S. 376.

50 „In the estimation of American genius we differ greatly from Mr. Jefferson“, Anonym, Rezension *Jefferson Critical Review* (wie Anm. 50), S. 372.

51 Anonym, Rezension *Clavigero London Review* (wie Anm. 1), S. 16f.

orthographer“.⁵² In Bezug auf die *Notes* hieß es: „From this view, Buffon, we think, must in one or two instances stand corrected“.⁵³ Beide Aussagen negieren eine amerikanische Expertise selbst auf der Datenebene, da die Autoren als detailversessene Pedanten dargestellt werden: Wenn Jefferson Buffon nur in wenigen unwichtigen Details korrigieren konnte, ist eine gleichberechtigte philosophische Bedeutung undenkbar. Analog spricht die Bezeichnung als „orthographer“ Clavigero die Kompetenzen eines Gelehrten oder Historikers ab: Er wird auf seine Sprachkenntnis reduziert.

Eine analoge Konstruktion nutzten jedoch auch Rezensenten, die zumindest Ansätze einer Widerlegung der Degenerationstheorien Buffons und de Pauws zu zeigen versuchten. Die Formulierungen der *Critical Review* und der *Monthly Review* ähnelten sich insbesondere im Begriff der „Fakten“:

Our author engages in the defence of America with great zeal, and opposes these assertions by many striking facts.⁵⁴

Pointing out the errors of reputable authors, is the first step toward reformation; subsequent observation of facts must then establish the true system.⁵⁵

Beide Zitate verorteten Clavigeros Versuch, die europäischen Theoretiker zu widerlegen, begrifflich auf einer empirischen Ebene. Erst in einem nächsten Schritt, so der letzte Satzteil, könne zukünftig „the true system“ gefunden werden. Eine analoge Einordnung von Jeffersons naturhistorischen Argumenten erfolgte in einer weiteren *Critical*-Rezension.⁵⁶ Somit unterstreichen diese Beispiele die oben angesprochenen Argumentationsmuster: Amerikanischen Autoren wurde zugebilligt, erfolgreich die Datenbasis ihrer europäischen Gegner anzugreifen. Obwohl die Tätigkeit der Informationssammler

52 Anonym, *Rezension Clavigero London Review* (wie Anm. 1), S. 16.

53 Anonym, *Rezension Jefferson Monthly Review* (wie Anm. 40), S. 114.

54 Anonym, *Rezension Clavigero Critical Review* (wie Anm. 39), S. 413. Hervorhebung JzL.

55 Anonym, *Rezension Clavigero Monthly Review* (wie Anm. 32), S. 639. Hervorhebung JzL.

56 „real facts“: Anonym, *Rezension Jefferson Critical Review* (wie Anm. 50), S. 372, wobei diese Rezension wie oben beschrieben Jefferson philosophische Qualitäten zubilligt.

durchaus in Europa Anerkennung finden konnte, begaben sie sich nach Urteil der meisten Rezensenten aber noch nicht zwangsläufig auf das gleiche Niveau des philosophischen Diskurses, der ein systematischeres Denken voraussetzt.

Nur die Rezension der *English Review* zu Clavigeros *History of Mexico* brach vollständig mit dem eurozentrischen Schema und kehrte es in mehreren Aspekten sogar um. Zum einen zweifelte der Rezensent die philosophische Qualität der Werke de Pauws und Buffons an:

The existence of any deluge, so general as to cover a whole continent, is disputed by philosophers of a sounder intellect than either M. Buffon or M. de Paw.⁵⁷

Zudem billigte der Rezensent der *History of Mexico* „a candid spirit of philosophy“⁵⁸ zu, und stellte, wie oben beschrieben, Clavigeros Lokalkenntnis als unbestreitbaren Vorteil dar. Somit wurde ein amerikanischer Autor auf dasselbe Niveau wie seine europäischen Zeitgenossen gehoben. In dem bereits angeführten Zitat lässt sich sogar eine darüber hinausgehende Wertschätzung der Augenzeugenschaft ausmachen:

European authors may form theories and write dissertations in the closet; but the accurate knowledge of American antiquities, arts, discoveries, and manners, can only be obtained from enlightened men who have examined the scene with their own eyes, and are acquainted with the language of the natives.⁵⁹

Diese grundsätzliche Forderung bezog sich zwar nicht explizit auf Clavigero, setzte jedoch europäischen Autoritätsansprüchen erhebliche Grenzen: Auch bei bester europäischer Ausbildung sei Erfahrung vor Ort nicht zu ersetzen. Eine solch enge Verknüpfung von philosophischer Kompetenz und lokalem Wissen stellte allerdings einen

57 Anonym, *Rezension Clavigero English Review* (wie Anm. 16), III. Teil, S. 181.

58 Anonym, *Rezension Clavigero English Review* (wie Anm. 16), I. Teil, S. 410.

59 Anonym, *Rezension Clavigero English Review* (wie Anm. 16), III. Teil, S. 187f.

klaren Sonderfall in den Rezensionen dar, der sich nur in einem der zehn hier untersuchten Texte nachweisen lässt. Die übrigen Beiträge zu den *Notes* und der *History of Mexico* bewegen sich zwischen offener Ablehnung und vorsichtiger Zustimmung, die sich aber im Wesentlichen auf die empirische Ebene beschränkte.

II. Die Neuauflage von Robertsons *History of America*

Im Jahr 1788 veröffentlichte William Robertson nicht nur die dritte Auflage seiner *History of America*, sondern auch einen kurzen separaten Band, der nur die Veränderungen enthielt.⁶⁰ In dieser Form wird besonders deutlich, dass die Schrift im Wesentlichen als Verteidigung der früheren Auflagen und gleichzeitig als Gegenangriff zu verstehen ist: Die Veröffentlichung stellte eine Reaktion auf Charles Cullens Übersetzung der *History of Mexico* Clavigeros wie auch auf die Rezensionen dar, die dem Werk erst die entsprechende Breitenwirkung gesichert hatten.

Um der Kritik zu begegnen, bat Robertson ab 1787 verschiedene seiner Kontaktleute um Material, das seine Standpunkte bestätigen sollte, so etwa den Britischen Botschafter in Madrid, Robert Liston, und James Veitch, Lord Elliock, der ihm bereits zuvor spanischsprachige Bücher geliehen hatte:

A few days ago, I got from London, a new History of Mexico by D. Fran. Saverio Clavigero [...]. I have been much disappointed in perusing it, as the author seems to be a weak and credulous Bigot. But as he charges me with some mistakes & misrepresentations [...] I find it necessary to review the evidence on which I rested. Permit me then to request of your Lordship to allow me the use for a few days of some of the Books with which you formerly favoured me.⁶¹

⁶⁰ Robertson, *History* 1788 (wie Anm. 7); William Robertson, *Additions and Corrections to the Former Editions of Dr. Robertson's History of America*. London 1788.

⁶¹ William Robertson an James Veitch, Lord Elliock, Edinburgh College, 3. April 1787. National Library of Scotland, Ms 1036 fol 106. Siehe auch Robert Liston an William Robertson, o.O., 22. August 1787. National Library of Scotland, Ms 5560 fol 176.

Robertsons öffentliche Strategie gegen Clavigero bewegte sich jedoch nur untergeordnet auf einer inhaltlichen Ebene. Stattdessen beruhte seine Replik auf methodologische-epistemischen Gegenangriffen, etwa der bereits ausgeführten Degradierung des Amerikaners zum reinen Informationslieferanten. Ähnlich wie die Rezensenten der *London Review* sprach Robertson seinem Gegner zudem die Fähigkeit ab, Detailwissen kompetent zu vermitteln:

From a person, who is a native of New Spain, who has resided forty years in that country, and who is acquainted with the Mexican language, it was natural to expect much *new information*. Upon perusing his work, however, I find that it contains hardly any addition to the ancient History of the Mexican empire, as related by Acosta and Herrera, but what is derived from the improbable narratives and fanciful conjectures of Torquemada and Boturini.⁶²

Diese Passage beabsichtigte vordergründig vor allem, die *History of Mexico* als Beitrag ohne neue Erkenntnisse darzustellen. Die Gleichsetzung mit älteren, praktisch nur noch als Quellentexten genutzten Werken implizierte zudem, dass Clavigeros Veröffentlichung nicht mehr sein könne als eine Quelle für europäische Autoren.

Wie bereits die angeführten Rezensionen nutzte Robertson, unmittelbar im Anschluss an das obige Zitat, auch den Vorwurf der patriotischen Voreingenommenheit:

Having *copied* their splendid descriptions of the high state of civilization in the Mexican empire, he, *in the abundance of his zeal for the honour of his native country*, charges me with having mistaken some points, and with having misrepresented others, in the History of it.⁶³

Mit diesem Abschnitt berief sich Robertson auf einen weiteren Topos der Buchkritik: Er zog sowohl die Neutralität als auch die Originali-

62 Robertson, *History 1788* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. XVIII. Hervorhebung JzL.

63 Robertson, *History 1788* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. XIX. Hervorhebungen JzL.

tät Clavigeros in Zweifel und stellte damit die *History of Mexico* als Kompilation oder gar Plagiat dar.

Mit solchen Anschuldigungen mussten sich jedoch auch die europäischen Gelehrten wie Robertson auseinandersetzen: Ohne Zugang zu lokalen Quellen waren sie darauf angewiesen, ältere Veröffentlichungen – wie etwa die kritisierten Reiseberichte – als Basis ihrer Arbeit zu verwenden. Robertson nutzte insbesondere die Werke Antonio de Herreras und verteidigte mögliche Fehler ausdrücklich damit, Abschnitte direkt übernommen zu haben: „the passage is translated almost literally from Herrera.“⁶⁴

Umgekehrt wurde daher auch Robertson das Ziel von Kompilationsvorwürfen, wie ein Brief Jeffersons belegt:

As to Robertson, he never was in America, he relates nothing on his own knowledge, he is a compiler only of the relations of others, and a mere translator of the opinions of Monsr. de Buffon.⁶⁵

Der gegenseitige Austausch ähnlicher Anschuldigungen zeigt, wie die Autoren unabhängig von Sachargumenten um ihre Legitimation kämpften. Ein direkter Vergleich der Arbeitsweisen von Clavigero und Robertson verdeutlicht dies: In der Forschung gilt Robertson als einer der Autoren der Aufklärung, die durch die Erschließung neuer Quellen und einen konsequenten Belegapparat einen erheblichen Beitrag zur Verwissenschaftlichung der Historiographie leisteten.⁶⁶ Durch Kontaktmänner erhielt er beispielsweise Archivmaterialien aus anderen europäischen Staaten. Zudem ließ er Reisende Fragebögen ausfüllen, um so direktere Kenntnis der außereuropäischen Welt zu

⁶⁴ Robertson, *History 1788* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 387.

⁶⁵ *Jefferson an Chastellux* (wie Anm. 25), hier S. 185. Ein Urteil, das in der neueren Forschung durchaus Bestand hatte: „Robertson was a populariser, rather than an originator of ideas.“, Karen O'Brien, *Narratives of Enlightenment. Cosmopolitan History from Voltaire to Gibbon*. Cambridge [u.a.] 1997, S. 158.

⁶⁶ Murray G.A. Pittock, *Historiography*, in: Alexander Broadie (Hg.), *The Cambridge Companion to the Scottish Enlightenment*. Cambridge [u.a.] 2003, S. 258–279, hier S. 276.

erhalten.⁶⁷ Ebenso wie Clavigero fügte er seinem Werk zudem ein Quellenverzeichnis bei.⁶⁸ Den Einsatz von Fußnoten forderte Robertson in der *History of America* wie schon in *The History of the Reign of the Emperor Charles V.* explizit.⁶⁹

Für die Belegpraxis lassen sich die Ähnlichkeiten von Clavigero und Robertson quantifizieren: Während vergleichbare Werke der gleichen Zeit, etwa die *Histoire des deux Indes*, komplett auf Fußnoten verzichteten oder sie nur unregelmäßig setzten, findet sich sowohl in der *History of America* als auch in der *History of Mexico* eine intensive Verwendung.

Das Diagramm mit der Zahl der Fußnoten auf den ersten 100 Seiten des ersten Bandes der jeweiligen Werke zeigt, dass die beiden Autoren intensiver belegten als die Verfasser anderer Beiträge des *Disputes*. Der Unterschied nicht nur zur *Histoire des deux Indes*, sondern auch zu Jeffersons *Notes* war gravierend genug, um ein grundsätzlich anderes Verständnis historiographischen Arbeitens zu diagnostizieren: Bei etwa einer Fußnote pro 10 Seiten Text war eine Belegfunktion nicht zu erfüllen. Die zumindest siebenfache Menge erlaubte dagegen, die Fußnoten nicht nur für Kommentare zu nutzen: Clavigero und Robertson belegten grundsätzlich bereits nach modernen Maßstäben, auch wenn einzelne Kapitel der *History of Mexico* einen weniger umfassenden Fußnotenapparat aufwiesen.⁷⁰

67 Bruce P. Lenman, 'From savage to Scot' via the French and the Spainards: Principal Robertson's Spanish sources, in: Stewart J. Brown (Hg.), William Robertson and the Expansion of Empire. Cambridge [u.a.] 1997, S. 196–209, hier S. 201; O'Brien, *Narratives* (wie Anm. 65), S. 152, 157f. John Pocock, *Barbarism and Religion. Volume Four: Barbarians, Savages and Empires*. Cambridge [u.a.] 2005, S. 182f.

68 "A Catalogue of Spanish Books and Manuscripts", William Robertson, *The History of America*. London 1777, Bd. 2, ab S. 523; "An account of the writers on the ancient history of Mexico", Clavigero, *History* (wie Anm. 6), Bd. 1, ab S. XIII.

69 Robertson, *History 1777* (wie Anm. 68), Bd. 1, S. xv; William Robertson, *The History of the Reign of the Emperor Charles V. With a View of the Progress of Society in Europe, from the Subversion of the Roman Empire, to the Beginning of the Sixteenth Century*. London 1769, Bd. 1, S. XII–XIV.

70 In Clavigero, *History* (wie Anm. 6), S. 95–194 finden sich zwar nur 42 Fußnoten, die Anzahl der *Notes* oder der *Histoire des deux Indes* wird trotzdem klar übertroffen.

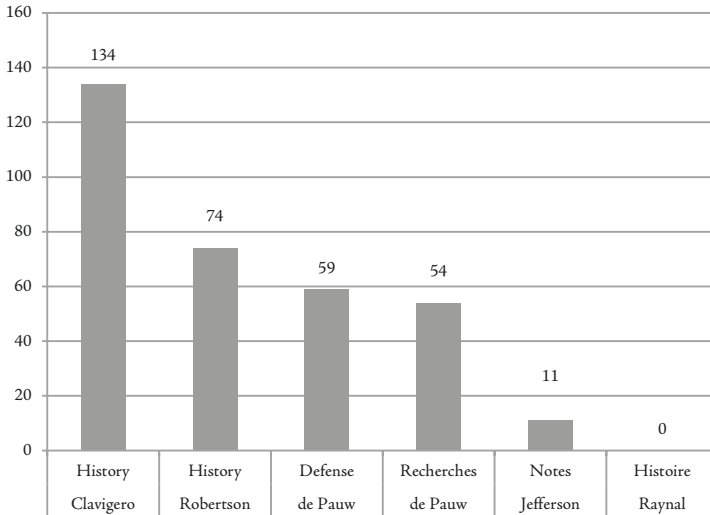


Abb. 1 Anzahl der Fußnoten auf den ersten 100 Textseiten erwähnter Werke

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in vielen Aspekten der Quellenarbeit und der kritischen Nutzung der zeitgenössischen Literatur große Ähnlichkeiten zwischen Robertson und Claverigo bestanden. Nur in zwei methodischen Fragen blieben unverrückbare Widersprüche: Den definierenden Gegensatz bildete erstens die bereits thematisierte Einschätzung persönlicher Kenntnis des Landes, zweitens unterschied sich die Beurteilung indigener Quellen.

Die Standpunkte zur lokalen Erfahrung waren jedoch flexibler, als die oben angeführten Kontroversen vermuten ließen: In seiner letzten größeren Veröffentlichung, *An Historical Disquisition Concerning The Knowledge which the Ancients had of India*, räumte Robertson 1791 die Vorteile der Ortskenntnis von Reisenden ein, beschränkte diese Aussage jedoch auf britische „gentlemen“.⁷¹ Auf der amerikanischen Seite

71 William Robertson, *An Historical Disquisition Concerning The Knowledge which the Ancients had of India: and the Progress of Trade with that Country prior to the Discovery of the Passage to it by the Cape of Good Hope. With an Appendix, containing Observations on the Civil Policy – the Laws and Judicial Proceedings – the Arts – the Sciences – and Religious Institutions*,

widmete Clavigero einen Abschnitt seines Werks dem italienischen Grafen Gian Rinaldo Carli, der zwar nie Amerika bereiste, sich aber gegen die Degenerationstheorie stellte.⁷²

Der zweite umstrittene Aspekt, Clavigeros Wertschätzung indigener Quellen im Gegensatz zu den von Robertson bevorzugten imperial-spanischen, ist nur scheinbar eine rein methodische Frage⁷³, war tatsächlich jedoch eng mit theoretischen und inhaltlichen Differenzen verknüpft: Zum einen sorgte die Degenerationstheorie für die negative Einschätzung der indigenen Kulturen. Außerdem basierte die hohe Bedeutung von Schriftlichkeit auf dem Konzept der *stadial history*, also der in der schottischen Aufklärung bedeutenden Theorie einer menschlichen Entwicklung über Kulturstufen.⁷⁴ Clavigeros *History of Mexico* bezog im Sinn eines ‚creole patriotism‘ explizit Stellung gegen diese abwertende Darstellung der mexikanischen Kulturen. Der Gegensatz spiegelte sich insbesondere in der intensiven Nutzung nichtschriftlicher Quellen durch Clavigero wider.⁷⁵

of the Indians. London 1791, S. VII. Ausführlicher dazu: Julian zur Lage, *Geschichtsschreibung aus der Bibliothek. Sesshafte Gelehrte und globale Wissenszirkulation (ca. 1750–1815)*, Wolfenbüttel 2022, im Erscheinen.

72 Siehe Clavigero, *Storia* (wie Anm. 6), Bd. 4, S. 3. Carlis Werk wurde ebenfalls 1788 als *Lettres Américaines* ins Französische übersetzt und von der *Monthly Review* rezensiert: Gian Rinaldo Carli, *Lettres Américaines*. Boston/Paris 1788; Anonym, *Rezension zu: Carli, Gian Rinaldo: Lettres Américaines, &c. i. e. Letters concerning America, by count J.R. Carli, Privi Counsellor of his Imperial Majesty; with Observations and Additions by the Translator*. 8. vo. 2 Volumes. Boston printed; and sold in Paris. 1788, in: *The Monthly Review; or Literary Journal* LXXIX (1788), S. 579–583.

73 Siehe dazu David A. Brading, *The first America. The Spanish monarchy, Creole patriots, and the Liberal state 1492–1867*. Cambridge [u.a.] 1991, S. 440.

74 „La dispute du Nouveau Monde, dont parle Antonello Gerbi ... est d'abord une bataille de sources“ – Michèle Duchet, *Anthropologie et Histoire au siècle des lumières*. Buffon, Voltaire, Rousseau, Helvétius, Diderot. Paris 1971, 101f. Zur Herangehensweise Robertsons: Thomas Ahnert, *Fortschritts Glaube und religiöse Aufklärung. William Robertson und die Deutung außereuropäischer Kulturen*, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), *Die Aufklärung und ihre Weltwirkung*. (Geschichte und Gesellschaft / Sonderheft, 23) Göttingen 2010, S. 101–122, hier insbesondere S. 104–106.

75 Titelgebend für Brading, *America* (wie Anm. 73), S. 432–440. Ronan, *Clavigero* (wie Anm. 4), S. 287f. Generell zur iberamerikanischen Quellennutzung: Jorge Cañazares-Esguerra, *Wer sagt Zentrum, wer Peripherie. Die Debatten um die neue Welt in atlantischer Perspektive*, in: Vincente Bernaschina/Tobias Kraft/Anne Kraume (Hg.), *Globalisierung in Zeiten der Aufklärung. Texte und Kontexte zur „Berliner Debatte“ um die Neue Welt (17./18. Jh)*. Frankfurt am Main 2015, S. 57–75, hier S. 66–72.

In den zeitgenössischen Debatten erzielte Robertson mit seiner Neuauflage deutliche Erfolge: Die zuvor zweimal positiv über Clavigero urteilende *Monthly Review* gab in einer kurzen Notiz zum Erscheinen der *Additions and Corrections* Robertson in allen wesentlichen Punkten recht.

In many of the disputed passages, he has fully answered the Abbé Clavigero, and vindicated himself; in others, he has candidly submitted to correction, and thereby given additional value to his own work.⁷⁶

Nicht nur im Vergleich mit den früheren Beiträgen der *Monthly Review* ist diese Aussage bemerkenswert: Robertson habe entweder gezeigt, dass er im Recht gewesen sei, oder aber durch die *History of Mexico* den Wert seiner eigenen Arbeit gesteigert. Diese Formulierung negierte eine unabhängige Bedeutung von Clavigeros Werk und reduzierte es auf den Status des Quellenlieferanten.

Da der Kommentar der *Monthly Review* nicht als eigenständiger Beitrag, sondern als kurze Notiz in der Überblicksdarstellung des *Monthly Catalogue* erschien, mag seine Reichweite auf den ersten Blick gering wirken. Eine mit dem oben angeführten Zitat weitgehend identische Formulierung findet sich jedoch auch in einem Nachruf auf William Robertson, der ab 1794 unter verschiedenen Titeln weitgehend identisch in mehreren Zeitschriften abgedruckt wurde. Die älteste nachweisbare Version stammt aus dem *Universal Magazine*, später übernahmen das *Edinburgh Magazine* und das *Scots Magazine* den Beitrag.⁷⁷ Auch die anhaltende Popularität der *History of America*

76 Anonym, Rezension zu: Robertson, William: *Additions and Corrections to the Former Editions of Dr. Robertson's History of America*, in: *The Monthly Review; or Literary Journal* LXXIX (1788), S. 184

77 Anonym, *Biographical Register of eminent Persons deceased in 1793: Dr. William Robertson*, in: *The Universal Magazine of Knowledge and Pleasure* xcV (1794), S. 266–270, Zitat S. 269; Anonym, *Account of the Life and Writings of the Rev. Dr. William Robertson*, in: *The Edinburgh magazine, or Literary miscellany* IV (1794), S. 345–348, Zitat S. 347; Anonym, *Account of the Life and Writings of the late Principal Robertson. With an Elegant Portrait*, in: *The Scots Magazine or, General Repository of Literature, History, and Politics* LVII (1795), S. 3–7, Zitat S. 6.

bis weit in das 19. Jahrhundert bestätigt, dass die zahlreichen Kritiker für Robertson keinen bleibenden Schaden bedeuteten.⁷⁸ Jefferson und Clavigero konnten zwar Teilerfolge erzielen, Robertsons Antwort behielt jedoch die Oberhand.

III. Zwei Jahre und darüber hinaus: Ausblick und Fazit

Die Debatte der Jahre 1787 und 1788 trug dazu bei, insbesondere in Großbritannien das Interesse am *Dispute* wieder aufleben zu lassen. In den folgenden Jahren erschienen mehrere Werke, die sich aus verschiedenen Blickwinkeln mit dem Thema befassten. In einer ersten, anonymen Auflage erschienen bereits 1789 Daniel Webbs *Selections from M. Pauw*, eine eigenwillige, kommentierte Übersetzung der *Recherches Philosophiques*. Die von Webb namentlich gekennzeichnete Neuveröffentlichung erreichte 1795 ein breiteres Publikum, wie an einer erheblichen Zahl an Rezensionen zu sehen ist.⁷⁹

Andere Veröffentlichungen nahmen klar Stellung gegen die Degenerationsthese und den Anspruch einer philosophischen Deutungs-
hoheit europäischer Autoren. Der Beitrag zu „America“ in der dritten Auflage der *Encyclopedia Britannica* von 1790 bezog sich zustimmend sowohl auf Clavigero als auch auf Jefferson, was nochmals die Gemeinsamkeiten der beiden Werke unterstrich.⁸⁰ Amerikanische Nachdrucke des Textes verdeutlichten, dass Gegensätze in der Debatte primär durch inhaltliche Differenzen entstanden: Positive Darstellungen

78 Selbst in Amerika wurde die *History of America* lange gelesen, vgl. Alexander Broadie, *The Scottish Enlightenment. The Historical Age of the Historical Nation*. Edinburgh 2001, S. 48.
79 [Daniel] [Webb], *Selections from Les Recherches Philosophiques sur les Américains of M. Pauw. By Mr. W****. Bath 1789; Daniel Webb, *Selections from M. Pauw, with Additions by Daniel Webb, Esq.* Bath 1795; Anonym, *Rezension zu: Selections from M. Pauw, with Additions by Daniel Webb, Esq., Bath 1795*, in: *The Monthly Review; or Literary Journal* xvii (1795), S. 130–133; Anonym, *Rezension zu: Selections from M. Pauw, with Additions by Daniel Webb, Esq., Bath 1795*, in: *The British Critic, A New Review* vi (1795), S. 65–67.

80 [James Tytler], *America*, in: [Colin Macfarquhar]/[u.a.] (Hg.), *Encyclopaedia Britannica; or, a Dictionary of Arts, Sciences, and Miscellaneous Literature on a Plan Entirely new*. Dublin 1790–98, Bd 1., S. 537–574, hier S. 539f., 551, 556.

Amerikas fanden vor Ort trotz fehlender lokaler Erfahrung der Autoren wohlwollende Aufnahme.⁸¹

Ab etwa 1790 erschienen mehrere Veröffentlichungen zur Geschichte der britischen Karibikkolonien, die meist von Angehörigen der Pflanzer-Elite mit engen Verbindungen zur Metropole verfasst wurden. Zusätzlich zu einer anti-abolitionistischen Stoßrichtung legten die Werke ihren Fokus auf die Natur der Inseln. Im in diesem Zeitraum wichtigsten englischsprachigen Werk zur Karibik, Bryan Edwards' *History of the British West Indies*, erfolgte eine explizite Bezugnahme auf den *Dispute* und Robertsons *History of America*: Edwards widersprach sowohl der Degenerationstheorie als auch den Legitimationsansprüchen europäischer Autoren und wurde nicht nur in dieser Hinsicht mehrfach mit Jefferson verglichen.⁸²

Diese Beispiele aus den folgenden Jahren verdeutlichen die Bedeutung der Debatte von 1787/88. Dazu leisteten Rezensionen einen erheblichen Beitrag, nicht nur aufgrund der Reichweite der populären Journale, sondern auch durch die Verbreitung konkreter Topoi. Insbesondere die in fast allen Texten zu findende Unterscheidung zwischen amerikanischen Quellenproduzenten und europäischen Philosophen verdient mehr Beachtung. Sie macht den Kern eines epistemischen Eurozentrismus aus, mit dem sesshafte europäische Gelehrte ihren Anspruch auf Deutungshoheit zu verteidigen versuchten.

Darüber hinaus zeigt die frappierende Ähnlichkeit der Kritik an Clavigero und Jefferson, dass in diesem Zusammenhang die Marginalisierung nichtwestlicher Autoren nicht nach modernen Maßstä-

81 Etwa [James Tytler]/[Jedidiah Morse], *The History of America in Two Books. Containing, I. A General History of America. II. A Concise History of the late Revolution*. Philadelphia 1790, dessen Band 1 weitgehend dem Encyclopedia-Beitrag entspricht. Siehe auch Robert D. Arner, *Dobson's Encyclopedia. The Publisher, Text, and Publication of America's First Britannica, 1789–1803*. Philadelphia 1991, S. 82f.

82 Bryan Edwards, *The History, Civil and Commercial, of the British Colonies in the West Indies*. London 1793, Bd. 1., S. VII–X; Bryan Edwards/[William Young], *The History, Civil and Commercial, of the British West Indies. With a Continuation to the Present Time*. 5. Aufl. London 1819. Siehe auch: David B. Davis, *The Problem of Slavery in the Age of Revolution 1770–1823*. Ithaca 1975, S. 185–188; Olwyn M. Blouet, *Bryan Edwards and the Haitian Revolution*, in: David P. Geggus (Hg.), *The Impact of the Haitian Revolution in the Atlantic World*. Columbia 2001, S. 44–57, hier S. 47.

ben beschrieben werden kann: Der US-amerikanische Diplomat und Politiker Jefferson hatte trotz seiner Einbindung in die europäische *Republique des Lettres* im britischen Diskurs keine Vorteile gegenüber dem aus Mexiko vertriebenen Jesuiten Clavigero. Die Ähnlichkeiten in ihrer Legitimation durch lokale Erfahrung und quellennahes Arbeiten spiegelte sich unmittelbar in ihrer Degradierung zu Informationslieferanten durch die *Reviews* wieder.

Fontes

Cordula Bauer

Das Jahrhundert Ludwigs des Großen von Charles Perrault (1687)*

„Ich schuf anschließend das kurze Gedicht des *Jahrhunderts Ludwigs des Großen*, dessen in der Französischen Akademie gehaltene Lesung viel Lob erntete, als sie sich an jenem Tag versammelte, um das freudige Ereignis der Genesung Seiner Majestät nach der großen Operation, der Sie sich unterziehen musste, zu feiern.“¹

Am 27. Januar 1687 trug Charles Perrault (1628–1703) in einer Sitzung der *Académie française* („Französische Akademie“) anlässlich der Genesung Ludwigs XIV. nach einer gut überstandenen Fisteloperation sein panegyrisches Gedicht *Le siècle de Louis le Grand* („Das Jahrhundert Ludwigs des Großen“) vor. Das Gedicht, das – so hielt er es später in seinen Memoiren fest – ihm viel Lob bescherte, gilt als Auslöser der *querelle des Anciens et des Modernes* („Streit der Alten und der Neuen“) in Frankreich. Die französische Literaturlite entzweite sich: „die Alten“ (u.a. Jean Racine, Nicolas Boileau) priesen den zeitlosen Vorbildcharakter der antiken Autoren; „die Modernen“ (u.a. Charles Perrault, Bernard le Bouyer de Fontenelle) traten für eine poetologische Emanzipation von der Autorität der antiken Literatur ein.² Die Kontroverse weitete sich schnell über die Grenzen der Lite-

* Für die kritische Lektüre der Übersetzung, Korrekturen und wertvolle Anmerkungen möchte ich Frau Prof. em. Dr. Marie-Thérèse Mourey (Sorbonne Université), Herrn Dr. Alexander Tschida (LMU München) und Herrn Leander Beil (LMU München) herzlich danken.

1 Charles Perrault, *Mémoires 1628–1687*, hg. von Eric de Bussac, Clermont-Ferrand 2012, S. 145f.: „Je composai ensuite le petit poème du *Siècle de Louis le Grand*, qui reçut beaucoup de louanges dans la lecture qui s’en fit à l’Académie française, le jour qu’elle s’assembla pour témoigner la joie qu’elle ressentait de la convalescence de Sa Majesté après la grande opération qui lui fut faite.“ (Übersetzung von C.B.)

2 Vgl. u.a. Anne-Marie Lecoq, *La querelle des Anciens et des Modernes. XVII^e–XVIII^e siècles*, Paris 2005, insbesondere S. 256–273; Marc Fumaroli, *Le sablier renversé. Des Modernes aux Anciens*, Paris 2013, insbesondere S. 303–310; Hans Robert Jauf, *Ästhetische Normen und*

ratur aus: Charles Perrault schuf ein programmatisches Gedicht, das die Herrschaftszeit Ludwigs XIV. und Frankreichs zeitgenössische Errungenschaften in Kunst, Literatur und den Naturwissenschaften pries. Die postulierte enge Verknüpfung dieser künstlerischen, literarischen und naturwissenschaftlichen Leistungen mit der politischen Herrschaft Ludwigs XIV. findet im Titel des Gedichts seinen sinnbildlichen Niederschlag: „Das Jahrhundert Ludwigs des Großen“ wurde durch Charles Perrault und „die Modernen“ zu einem feststehenden Begriff, der mit dem „Jahrhundert des Augustus“ (Zeile 6) konkurrieren und die politische wie kulturelle Überlegenheit der französischen Moderne transportieren sollte.³

Charles Perrault, der in der Gunst Jean-Baptiste Colberts (1619–1683) stand, begann seine Laufbahn am französischen Hof 1663 als Sekretär der neu gegründeten *Petite Académie* („Kleine Akademie“), der späteren *Académie des inscriptions et belles-lettres* („Akademie der Inschriften und Literatur“), deren Mitglieder für die literarische wie künstlerische Gestaltung der königlichen Medaillen und Münzen sowie der Inschriften, die die neuen Bauwerke zieren sollten, verantwortlich waren.⁴ Nachdem Colbert im Januar 1664 offiziell zum *surintendant des Bâtiments* („Oberintendant der königlichen Bauten“) ernannt worden war, erhielt Perrault den Posten eines *commis* („Sekretär“) und wurde damit zu dessen rechter Hand: er besichtigte die königlichen Baustellen und kontrollierte die Ausführung der von

geschichtliche Reflexion in der Querelle des Anciens et des Modernes, in: Charles Perrault, *Parallèle des anciens et des modernes en ce qui regarde les arts et les sciences*. Mit einer einleitenden Abhandlung von H.R. Jauf und kunstgeschichtlichen Exkursen von M. Imdahl, München 1964, S. 8–64. Einen internationalen Forschungsüberblick bis 2000 bietet zudem Wolfgang Wutzler, *La recherche des années 1995 à 2000 sur la querelle internationale des Anciens et des Modernes*, in: XVII–XVIII. Bulletin de la société d'études anglo-américaines des XVII^e et XVIII^e siècles 52 (2001), S. 51–68.

3 Béatrice Guion, *Langue et nation : l'invention du „siècle de Louis le Grand“*, in: *Revue française d'histoire des idées politiques* 36 (2012), S. 347–363.

4 Oded Rabinovitch, *The Perraults: a family of letters in early modern France*, Ithaca 2018, S. 81f. Vgl. zur Arbeit der Académie des inscriptions et belles-lettres im 18. Jahrhundert Chantal Grell, *L'Académie des inscriptions et belles-lettres au XVIII^e siècle: recrutements et carrières académiques*, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 158 (2014), S. 25–46.

Colbert angeschafften Aufträge.⁵ 1668 wurde er zum *premier commis* („Erster Sekretär“) befördert und ab 1672 übte er die Funktion eines *controleur général des Bâtimens* („Generalkontrolleur der königlichen Bauten“) aus.⁶ Er zählte zu den wichtigsten Beratern Colberts in architektonischen Fragen.⁷ In dieser Funktion betreute er die Bauarbeiten im Louvre, in den Tuileries und im Schloss von Versailles. Seine Affinität zur Architektur kommt gleichfalls in seinem Gedicht zu tragen, nämlich in einer Eloge auf das neue Schloss von Versailles und dessen von André Le Nôtre gestalteten Gärten.⁸ Nach dem Tod Colberts 1683 verlor Charles Perrault seine Position im königlichen Bauwesen und wirkte fortan vor allem als Schriftsteller in Paris, wo er bereits seit 1671 der *Académie française* („Französische Akademie“) angehörte.

Er beobachtete das kulturelle und politische Leben in Versailles zur Regierungszeit Ludwigs XIV. aus einer Binnenperspektive.⁹ Sein Gedicht gibt, unter einem panegyrischen Deckmantel, einen detailreichen Einblick in das französische Geistesleben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Charles Perraults Attacken auf „die Alten“ wurden auf vielfältigem Terrain ausgefochten:

- ✦ naturwissenschaftlichem¹⁰ (Zeilen 22–62),
- ✦ rhetorischem (Zeilen 63–91),
- ✦ literarischem (Zeilen 92–178),

5 Rabinovitch, *The Perraults*, S. 82. In einer Besoldungsaufstellung des Jahres 1664 (*Estat des gages*) wird der Posten Perraults wie folgt beschrieben: Pierre Clément (Hg.), *Lettres, instructions et mémoires de Colbert*. Bd. 5. *Fortifications, Sciences, Lettres, Belle-Arts, Bâtimens*, Paris 1868, S. 478: „Au sieur Perrault, l'un de nos commis, ayant le soin de la visite de tous les ouvrages ordonnés par Sa Majesté en ses bastimens et de tenir la main à ce que tous les ordres par nous donnés pour l'exécution des volontés de Sa Majesté soyent ponctuellement exécutés et avec diligence requise [...]“

6 Vgl. zu den gezahlten Besoldungen für seine verschiedenen Posten Rabinovitch, *The Perraults*, S. 87f.

7 Chantal Grell, *Histoire intellectuelle et culturelle de la France du Grand Siècle. 1654–1715*, Paris 2005, S. 89.

8 Vgl. hierzu die Zeilen 262–291.

9 Fumaroli, *Le sablier*, S. 304 f.

10 Vgl. Pascal Duris, *Quelle révolution scientifique? Les sciences de la vie dans la querelle des anciens et des modernes (XVI^e–XVIII^e siècles)*, Paris 2016.

- künstlerischem¹¹ (Zeilen 179–261),
- architektonischem (Zeilen 262–291) und
- musikalischem (Zeilen 292–396).
- Der Spiegelsaal von Versailles (Zeilen 436–460)

wird in einer literarischen Besichtigung durchquert und markiert den panegyrischen Höhepunkt.¹² Der Aufbau des Gedichts deutet bereits auf die Hauptkategorien seines zwischen 1688 und 1697 publizierten vierteiligen Prosawerks *Parallèle des Anciens et des Modernes* („Parallele der Alten und der Neuen“) hin, in dem Perrault nochmals mit Nachdruck seine Positionen vertrat.¹³

Die folgende Prosäübersetzung des Gedichts von Charles Perrault folgt der Originalausgabe von 1687.¹⁴ Die 1688 im Anhang des ersten Bands des Werks *Parallèle des Anciens et des Modernes* („Parallele der Alten und der Neuen“) publizierte zweite Fassung des Gedichts wurde von Charles Perrault um eine Passage (Zeilen 254–261) ergänzt.¹⁵ Die Übersetzung soll dem deutschen Leser einen ersten Einblick in diese bedeutende kulturelle Kontroverse im Frankreich des 17. Jahrhunderts bieten.

11 Charles Perrault diskutiert zunächst die Malerei (Zeilen 179–220), anschließend die Bildhauerei (Zeilen 221–261). Vgl. zu den antiken und neuen Skulpturen im Schloss und den Gärten von Versailles den Ausstellungskatalog Alexandre Maral und Nicolas Milovanovic (Hg.), *Versailles et l'antique*, Paris 2012. Darin v.a. Alexandre Maral, *Imiter et dépasser l'antique*, in: Ders. und Milovanovic, *Versailles*, S. 129–139.

12 Vgl. Nicolas Milovanovic, *Versailles, la galerie des Glaces, catalogue iconographique*, RMN, Paris 2008, <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/galerie.html> [31.03.2020]. Zur Ikonographie des Spiegelsaals von Versailles vgl. Gérard Sabatier, *Versailles ou la figure du roi*, Paris 1999, S. 243–289; Joël Cornette, *Le roi de guerre. Essai sur la souveraineté dans la France du Grand Siècle*, Paris 1993, S. 239–247.

13 Charles Perrault, *Parallèle des anciens et des modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. Mit einer einleitenden Abhandlung von H.R. Jauff und kunstgeschichtlichen Exkursen von M. Imdahl*, München 1964.

14 Die Originalausgabe von 1687 ist bei Gallica abrufbar. Charles Perrault, *Le siècle de Louis le Grand. Poème*, Paris 1687, URL: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k108214v> [10.01.2017].

15 Charles Perrault, *Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. Dialogues. Avec le poème du siècle de Louis le Grand et une epistre en vers sur le génie*, Paris 1688, URL: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k12658330> [24.04.2020].

1 Die schöne Antike war immer ehrwürdig, doch nie glaubte ich,
dass sie meine Anbetung verdiente. Ich sehe die Meister der
Alten, ohne das Knie zu beugen. Sie sind groß, das ist wahr, aber
auch nur Menschen wie wir. Und ohne zu befürchten, ungerecht
5 zu sein, lässt sich das Jahrhundert LUDWIGS mit dem schönen
Jahrhundert des Augustus vergleichen. Wann verstand man bes-
ser die Kriegskunst des Mars? Wann wurden Stadtmauern je in
einem stürmischeren Angriff überwunden? Und wann sah man
Victorias Wagen schneller zum Ruhmesgipfel jagen? Wollten wir
10 den Schleier des Scheins lüften, den die Voreingenommenheit
vor unsere Augen gelegt hat, und überdrüssig, tausenden Feh-
lern Beifall zu klatschen, uns einmal unseres eigenen Verstan-
des bedienen, würden wir, ohne tollkühn zu sein, sehen, dass
wir nicht die gesamte Antike verehren müssen. Und dass wir ihr
15 schließlich in unserer Zeit, ohne verwegen zu sein, den Preis der
Gelehrtheit streitig machen können.

Platon, der unseren Ahnen göttlich schien, beginnt uns all-
mählich zu ermüden. Vergeblich bewahrt sein Übersetzer*¹⁶, ein
Anhänger des Alten, dessen Anmut und ganze attische Würze.
20 Selbst der beharrlichste und entschlossenste Leser vermag es
kaum, einen ganzen Dialog zu ertragen.

Ein jeder weiß, wie der berühmte Aristoteles, der in der Phy-
sik gewiss weniger bewandert war als Herodot in der Geschichte,
in Verruf kam. Seine Schriften, die die Hochgelehrten fessel-
25 ten, werden kaum von unseren geringsten Herrschern gelesen.
Warum sollten wir uns darüber wundern? In dieser dunklen
Nacht, wo sich die geheime Natur vor unseren Augen verbirgt,
sah er – obgleich der Weiseste unter allen Menschen – doch nur
deren oberflächliche Erscheinungen. Ganz ohne Rücksicht auf
30 die wahren Ursachen, wurden für ihn alle Dinge durch einfache
Akzidentien bewirkt und sein undurchsichtiges System drehte

* M. l'Abbé de Maucroix.

16 François de Maucroix (1619–1709), abbé de Croissy, war Übersetzer griechischer (Platon, Demosthenes) und lateinischer (Cicero, Horaz) Autoren.

sich ganz um den Punkt, dass eine Sache aus dem entsteht, was sie ganz und gar nicht ist. Aus einem dichten Nebel formte sich der Komet, auf einem festen Himmel drehte sich jeder Planet; und all die anderen Feuer in ihren goldenen Gefäßen hingen von
35 der reichgeschmückten Decke im himmelblauen Paneel.

Oh Himmel! Seit dem Tag, an dem eine unvergleichliche Kunst zum Glück das Geheimnis dieses vortrefflichen Glases entdeckte, durch welches nichts auf der Erde und hoch im Himmel,
40 wie weit entlegen es auch sein mag, für unsere Augen zu fern ist, um wie viele Objekte unermesslicher Größe hat sich das menschliche Wissen in unseren Tagen doch bereichert!¹⁷ Im unbestimmbar weiten Rund dieses ausgedehnten Universums wurden tausende neue Welten entdeckt und, wenn sich die Nacht in ihren
45 Schleier hüllt, erreicht die Zahl neuer Sonnen nunmehr die der Sterne. Durch nicht minder raffinierte Gläser sieht das Auge unter ihm tausende überraschende Dinge wachsen.¹⁸ Es sieht, wenn seine Kraft in einem Punkt gebündelt wird, vom Atom bis zum Nichts die unendliche Entfernung; es dringt bis ins Innerste
50 der allerkleinsten Körper; dort sieht es die Triebfedern der weisen Natur und seinen Blick bis ins Innere ihres Heiligtums gerichtet, bewundert es, mit welcher Kunst sie im Geheimen agiert.

Früher von tausenden Fehlern voreingenommen und trotz seines Wissens sich selbst unbekannt, lebte der Mensch sorglos
55 dahin, ohne vom lebenden Strome zu wissen, der durch seinen Körper mäandert.*¹⁹ Er wusste nichts vom Tun der Gefäße, in denen seine Nahrung, um ihn zu versorgen, förderliche Verwandlungen erfährt, wusste nichts über deren Struktur und

17 Als Erfinder des Teleskops gilt der niederländisch-deutsche Optiker Hans Lipperhey. Es gelang ihm um 1608 das so genannte holländische Fernrohr herzustellen. Der italienische Universalgelehrte Galileo Galilei (1564–1642) entwickelte die Technik weiter und entdeckte mit seinem Teleskop unter anderem die Jupitermonde und die Sonnenflecken.

18 Die Erfindung des Mikroskops wird dem niederländischem Optiker Zacharias Janssen zugeschrieben. Sein erstes Mikroskop, welches um 1590 hergestellt wurde, bestand aus einem Rohr mit mehreren Linsen.

* Mäander, Fluss im alten Griechenland, der mehrmals in sich selbst zurückfließt.

19 1628 beschrieb William Harvey (1578–1657) zum ersten Mal überzeugend den Blutkreislauf.

Gebrauch, und nichts über die göttliche Fügung seines eigenen
60 Körpers. Nein, nein, über die Größe der mannigfaltigen Wunder,
mit denen der Herr das Universum erfüllt hat, war die hoch-
gelehrte Antike durchwegs nicht so aufgeklärt wie unsere Zeit.

Aber wenn sie auch für die Naturkunde nur unnütze Autoren
hatte, sehe ich sie doch ihre großen Redner beklatschen. Ich sehe
65 die Ciceros, ich sehe die Demosthenes, die Rom und Athen zur
ewigen Zierde gereichen, deren wortgewandter Geistesblitz mich
bereits erzittern lässt, und die uns mit ihren großen Namen nie-
derschmettern. Sie sollen kommen – das ja –, aber ohne Vorteil
sollen die Kämpfer sich das Feld teilen. Wir wollen sehen, wie sie
70 als Anwälte drei unrechtmäßige Furchen eines Feldes verteidigen.
Wie sie im Gewohnheitsrecht bewandert sich darin üben, das
richtige Niesrecht eines Abwasserkanals zu beweisen. Oder wie
sie all die Pracht ihrer Kunst einsetzen, um die Rechte Jean Mail-
larts²⁰ zu unterstützen. Wenn sich ihre erhabene Wortgewandt-
75 heit, mit ihrem stolzen Gepränge, jedoch weigert, zu den niede-
ren Dingen herabzusteigen, so sollten unsere großen Redner vom
Schicksal gesegnet genug sein, um wie sie die gekrönten Auftrag-
geber* zu verteidigen. Oder sie sollten es vermögen, dass das Volk,
in Scharen zusammengeströmt, sie hört, um dem Vater*²¹ Alex-
80 anders den Krieg zu erklären. Vielleicht noch redegewandter und
vehementer als diese würden sie den bedeutendsten Bewegungen
Aufschwung geben. Und wenn wir während einer langen Anhö-
rung – trotz der kühnen Züge ihrer lebendigen Beredsamkeit –
unsere alten Catos als ruhige Zuhörer und häufig dösend auf
85 ihren teuren Teppichen sehen, dann könnten wir gleichwohl in
der Mitte eines Platzes den erregten Pöbel sich aufregen, sich
entrüsten sehen.

20 Jean Maillart: generischer Name um eine unbekannte Person aus der Unterschicht zu bezeichnen. Lecoq, *La querelle*, S. 260.

* Cicero plädierte für den König Dejotarus.

* Demosthenes hielt eine Rede gegen Philipp, Vater Alexanders.

21 Verweis auf die Reden Demosthenes gegen Philipp II. von Makedonien vor der Volksversammlung.

Wenn also unter dem Ansturm der heulenden Südwinde die friedlichen Teiche kaum aufgewühlt werden, erheben bereits die
 90 leichtesten Nordwinde auf den salzhaltigen Ebenen die erschütterten Wellen bis in den Himmel hinauf.

Vater aller Künste, der vom Gott der Dichtung in die tiefsten Geheimnisse der Dichtung eingeführt wurde, umfassendes und mächtiges Genie, unnachahmlicher Homer, mit einer
 95 unendlichen Ehrfurcht verehrt dich meine Muse.²² Nein, nicht zu Unrecht haben deine Erdichtungen zu allen Zeiten alle Nationen entzückt, haben die erhabenen Abenteuer deiner beiden Helden zu zahlreichen gelehrten Gemälden inspiriert und tragen die großen Paläste, die Mauern und die Tafelungen deine göttlichen
 100 Geschichten zur Verzierung. Dennoch, wenn der Himmel, der Frankreich wohlgesonnen ist, deine Geburt in unser Jahrhundert verlegt hätte, würden hundert Mängel, die wir deinem Jahrhundert anlasten, deine erlesenen Werke nicht entweihen. Deine strahlenden Krieger, ein Ausbund an Tapferkeit, bereit
 105 sich mit ihren langen eisernen Lanzen zu durchbohren, wären nicht so lange mit erhobener Hand erstarrt; und obwohl der Kampf längst entschieden sein sollte, hätten deine strahlenden Helden die Leser nicht mit einem endlosen Vorwort über die glorreichen Taten der Helden ihres eigenen Geschlechts gelangweilt. Dein Witz hätte diese tapferen Halbgötter anders geschaf-
 110 fen, weniger gewalttätig, weniger grausam und weniger launisch. Durch eine feinsinnigere Einsicht und eine geschicktere Kunstfertigkeit wäre der Schild des Achilles, das Meisterwerk des Vulcanus, geschmiedet worden; wo sein geschickter Gravierstichel
 115 auf der leuchtenden Front von widerhallender Bronze den Himmel, die Lüfte, die Welle und die Erde eingraviert hatte; und alles,

22 Gemäß der Einschätzung Marc Fumarolis keimt in den folgenden Versen bereits die vor allem ab 1711 hitzig geführte Debatte über die Rezeption Homers in Frankreich auf: Fumaroli, *Le sablier*, S. 307. Vgl. zur Homerdebatte weiterführend Françoise Létoublon (Hg.), *Homère en France après la Querelle (1715–1900). Actes du colloque de Grenoble (23–25 octobre 1995)*, Paris 1999.

was Amphitrite²³ mit ihren beiden Armen umfasst; wo man den
schönen Stern des Tages strahlen sieht und den Mond, inmitten
seines leuchtenden Hofes; wo man zwei Städte sieht, die unter-
120 verschiedene Sprachen sprechen; wo man die Ansprachen zweier
Redner hört; wo junge Hirten am Ufer eines Waldes zunächst
einzeln, dann alle gemeinsam tanzen; wo ein Stier brüllt, den ein
stolzer Löwe verschlingt; wo noch hundert weitere Dinge sanft
zusammenklingen, die niemals mit einem Gravierstichel, wenn
125 auch in der Hand der Götter, die stumme Sprache den Augen
mitzuteilen vermocht hätte. Dieser berühmte Schild wäre in
einem weiseren Jahrhundert passender und weniger überladen
gewesen. Dein Genie, das sich in diesen Beschreibungen ver-
liert, hätte dir nicht so viele Abschweifungen gestattet, und eine
130 Zügelung der übertriebenen Allegorien hätte zudem hundert
gelehrte Träumereien verhindert, in die sich dein Geist verirrt
und sich so in die Lüfte aufschwingt, dass Horaz sich Deiner
erbarmt, indem er sagt, dass du schliefest.²⁴

Menander²⁵, das will ich gern zugeben, besaß ein seltenes
135 Genie und ein unübertreffliches Geschick, um im Theater zu
gefallen.²⁶ Vergil, ich muss es gestehen, verdient Anbetung. Ovid
wiederum gebührt immerwährende Verehrung. Aber diese
wenigen Autoren, die wir heute rühmen, genossen sie schon zu
ihren Lebzeiten Ansehen? Übergeben wir Martial^{*27} das Wort:

23 Amphitrite ist eine Gestalt der griechischen Mythologie. Sie ist Tochter des Meeresherrn Poseidon und der Thetis sowie Gemahlin des Poseidons. Sie gilt als Göttin des Meeres.

24 Horaz, *Satires, epistles and Ars poetica*, Cambridge, Mass. 1999 (The Loeb classical library, 194), S. 447, Vers 347–360: „Perfection, however, is not to be expected, and we must allow for slight defects. When I come across a good line in a poor poem, I am surprised and amused; I am merely grieved if Homer now and then nods.“

25 Menander war ein griechischer Komödiendichter.

26 Von Zeile 134 bis 178 wird die Frage der literarischen Kanonbildung diskutiert. Vgl. zur Diskussion des literarischen Kanons in der *Querelle des Anciens et des Modernes* Christoph Oliver Mayer, *Institutionelle Mechanismen der Kanonbildung in der Académie française. Die „Querelle des anciens et des modernes“ im Frankreich des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 2012.

* Liv. 5, Epigr. 10.

27 Martial, *Epigrams*, Cambridge, Mass. 2002 (The Loeb classical library, 94), Buch 5, Epigramm 10: „What am I to make of the fact that fame is denied to the living and few readers love their own times? This, Regulus, I take to be envy’s way: she always prefers the old to the

140 Menander, ein feiner Geist, wurde im Theater der alten Griechen kaum beklatscht. Die Verse des Ennius²⁸, dieses braven Mannes, wurden zu Zeiten Vergils von den Kennern in Rom gelesen, geschätzt und gefeiert, während man seine eigenen Verse gelangweilt vernahm. So sehr wir auch in die Antike verliebt sind und so gewiss die Zartheit seiner göttlichen Begabung,
145 so war Ovid doch allein seiner Corinna bekannt.

Ihre Namen sind erst im Laufe der Zeit groß geworden und mit jedem Jahrhundert, das verging, wurden sie noch berühmter, bis sie schließlich den glorreichen Ruhmesgipfel erklommen, der
150 sie nach so vielen Stufen empfing.

So wie ein ungestümer Fluss, der, wenn er sich dem Meer nähert, mit seinen erhabenen Wogen majestätisch dahinfließt, indes, als er an der Quelle auf einmal aus dem Felsen hervorbrach, noch unbekannt, geschwind über das Gras seiner Ufer davoneilte.

155 Welchen hohen Ehrenplatz werden dann wohl erst die Unseren in der heiligen Pracht der kommenden Jahrhunderte einnehmen: Die Regniers²⁹, die Mainards³⁰, die Gombaulds³¹, die Malherbes³², die Godeaux³³, die Racans³⁴, deren großartige Schriften, schon seit sie ihren Adern entsprangen und das Licht der Welt erblickten, mit einem Lorbeer der Unsterblichkeit bekränzt
160 wurden. Wie werden sie von den künftigen Generationen gefei-

new. Just so we ingrates hanker after Pompey's ancient shade, just so old men praise Catulus' humble temple. You read Ennius, Rome, while Maro lived, even Maeonides was scoffed at by his contemporaries; seldom did the theaters applaud a crowned Menander, only Corinna knew of her Naso. But you, my little books, don't be too eager. If glory comes after death, I am in no hurry."

28 Quintus Ennius war ein römischer Schriftsteller. Seine Tragödien sind Nachdichtungen der griechischen Originale.

29 Mathurin Régnier (1573–1613) war ein französischer Satirendichter.

30 François Maynard (1582–1646) war ein französischer Dichter und Mitglied der *Académie française*.

31 Jean Ogier de Gombauld (1570–1666) war französischer Dichter und Dramatiker.

32 François de Malherbe (1555–1628) war ein französischer Dichter.

33 Antoine Godeau (1605–1672) war ein französischer Dichter und Schriftsteller.

34 Honorat de Buëil, seigneur de Racan (1589–1670) war ein französischer Dichter und Schriftsteller.

ert werden, die galanten Sarrasins³⁵ und die zarten Voitures³⁶, die naiven Molières, die Rotrous³⁷, die Tristans³⁸ und hundert weitere Zierden ihrer Zeit. Aber welches Schicksal wird den
165 berühmten Corneille³⁹ erwarten, des französischen Theaters Ehre und Wunder, der dem französischen Theater Ehre und Lob bescherte und der die großen Ereignisse so gekonnt zu verbinden wusste mit der heroischen Schönheit der edlen Gefühle? Hundert Mal durfte er den Ansturm der dichtgedrängten Menschenmenge erleben, die durch lang andauernde Freudenrufe seinen Auftritt feierte und erleben, wie die weisesten Könige,
170 die von seinem Talent erfreut, den Helden lauschen, die er zum Leben erweckt hatte. Ob diese wenigen Dichter im Tempel der Erinnerung einmal zu Ruhm gelangen werden, das können wir
175 nicht ermessen. Wenn die Zeit ganz allmählich ihre Schriften weiht und für sie alle Geister einnimmt, wird sie durch das hohe Relief, das sie allen Dingen gibt, den Moment ihrer Apotheose herbeiführen.

Lassen wir nun in aller Ruhe den Blick schweifen über die
180 anderen schönen Künste und ihren Erfolg. Liebhaberin der Reize der schönen Natur, gefällige Malerei, kommt und sagt uns: Waren die berühmten Maler vergangener Jahrhunderte mit unerhörtem Talent begabt und muss man über dieses anhand der seltenen Wunderwerke urteilen, mit denen ihre Anhänger unsere
185 Ohren füllen? Braucht es eine so große Kunst, um einen Vogel zu täuschen? Ist ein Maler schon vollkommen, wenn er einen Vorhang gut malen kann?⁴⁰ Und war es gleich ein Geniestreich, so

35 Jean-François Sarrasin (1614–1654) war ein französischer Schriftsteller.

36 Vincent Voiture (1597–1648) war ein französischer Dichter.

37 Jean de Rotrou (1609–1650) war ein französischer Dichter und Dramatiker.

38 François-Tristan L'Hermité (1601–1655) war ein französischer Schriftsteller.

39 Pierre Corneille (1606–1684) war ein französischer Dramatiker und Dichter.

40 Anspielung auf den künstlerischen Wettstreit zwischen Parrhasios und Zeuxis, Plinius der Ältere, *Naturkunde. Lateinisch–deutsch. Buch xxxv. Farben, Malerei, Plastik*, München 1978, Kapitel 36, Paragraph 64–66: „Der zuletzt genannte [Parrhasios] soll sich mit Zeuxis in einem Wettstreit eingelassen haben; dieser habe so erfolgreich gemalte Trauben ausgestellt, daß die Vögel zum Schauplatz herbeiflogen; Parrhasios aber habe einen so naturgetreu gemalten

würdig, dass man ihn verehrt, einen schmalen Pinsel-Strich mit einem noch feineren zu spalten?⁴¹ Diese einzigartigen Werke
 190 wären heute kaum mehr als die ersten Versuche der geringsten Schüler, diese Debütanten in der Kunst, mit ihrem geringen Können, konnten kaum mehr als ihre eigenen Bewunderer.

Im vergangenen Jahrhundert, es ist wahr, besaßen großartige
 195 Männer Eure reichsten Talente. Der berühmte Raphael, dieses gewaltige Genie, konnte mit Kraft und unendlicher Anmut malen; und alles, was seine geschickte Hand berührte, scheint edel von übermenschlicher Größe. Nach ihm traten seine gelehrte Schule und die der Lombarden in einen triumphalen Wettstreit. Die kostbaren Werke dieser Meister der Kunst wer-
 200 den alle Zeit die Augen der Betrachter bezaubern. Das tiefste Geheimnis Eurer Kunst jedoch wurde ihnen nur mit geiziger

leinenen Vorhang aufgestellt, daß der auf das Urteil der Vögel stolze Zeuxis verlangte, man solle doch endlich den Vorhang wegnehmen und das Bild zeigen; als er seinen Irrtum einsah, habe er ihm in aufrichtiger Beschämung den Preis zuerkannt, weil er selbst zwar die Vögel, Parrhasios aber ihn als Künstler habe täuschen können.“

41 Anspielung auf den künstlerischen Wettstreit zwischen Protogenes und Apelles, Plinius der Ältere, *Naturkunde*, Kapitel 36, Paragraph 81–83: „Reizvoll ist eine Begebenheit, die sich zwischen Protogenes und ihm abspielte. Jener lebte auf Rhodos; als Apelles dort gelandet war, begierig die Werke eines Mannes, der ihm nur dem Rufe nach bekannt war, kennen zu lernen, begab er sich sofort in seine Werkstätte. Der Künstler selbst war abwesend, eine alte Frau aber bewachte eine auf einer Staffelei stehende Tafel von beachtlicher Größe, die für das Malen zurechtgemacht war. <Die Frau> gab Bescheid, Protogenes sei fortgegangen, und fragte, wen sie als Besucher nennen solle. „Diesen“ sagte Apelles, nahm einen Pinsel und zog mit Farbe eine farbige Linie höchster Feinheit über die Tafel. Nachdem Protogenes zurückgekehrt war, berichtete ihm die alte Frau, was sich ereignet hatte. Man erzählt der Künstler habe die Feinheit <der Linie> betrachtet und sogleich gesagt, Apelles sei gekommen, eine so vollendete Leistung passe zu keinem anderen; dann habe er selbst mit einer anderen Farbe eine noch feinere Linie in jene gezogen und beim Weggehen den Auftrag gegeben, wenn Apelles wiederkomme, solle sie ihm diese zeigen und hinzufügen, der sei es, den er suche. Und so traf es ein. Denn Apelles kehrte zurück und, beschämt, besiegt worden zu sein, durchzog er mit einer dritten Farbe die Linien, so daß für etwas noch Feineres kein Platz mehr war. Protogenes aber bekannte sich als besiegt und eilte zum Hafen, um seinen Gast zu suchen; man beschloß, die Tafel so der Nachwelt zu überliefern, zum ehrfürchtigen Staunen aller, besonders aber der Künstler. Ich vernehme, daß sie bei dem ersten Brand von Caesars Haus auf dem Palatin vernichtet wurde; vorher aber konnte man sie auf Rhodos sehen, auf einer großen Fläche nichts anderes erhaltend als kaum sichtbare Linien; unter den herrlichen Werken vieler Künstler war sie gleichsam leer, lockte aber gerade darum an und war berühmter als jedes andere Kunstwerk.“

Hand anvertraut. Der Gelehrteste unter ihnen war nur oberflächlich vertraut mit der gelungenen Komposition von Hell und Dunkel. Man findet nirgends in ihrer einfachen Art den fantastischen Effekt dieses Lichtpunkts, der, an einem Ort gebündelt, lebendig und strahlend alle Ecken beleuchtet und immer schwächer wird, der aus den verschiedenen Gegenständen, die das Bildthema zusammenbringt, durch die Mischung der Farben ein Ganzes schafft, und unseren Augen die exakte Wahrheit zeigt, in all der Sanftheit ihrer Ursprünglichkeit. Oft, ganz ohne Gespür für den leichten Wandel, den die undurchdringliche Masse aus dicker Luft macht, sind die schwächsten und verblasstesten Weiten wie der Vordergrund ganz klar umrissen; noch nicht wissend, dass ein Künstler in seinen Werken aus entfernten Objekten Bilder formen soll, wenn sein Auge sie undeutlich wahrnimmt – nicht so, wie sie sind, sondern so, wie er sie sieht. So gibt der unnachahmliche Le Brun⁴² allem, was er tut, eine so wahrhaftige Note. Und deshalb werden seine berühmten Werke noch in ferner Zukunft unsere letzten Nachfahren zum Staunen bringen.

Nicht weit entfernt vom schönen Platz der angenehmen Malerei wohnt schon seit jeher die spätere Bildhauerei: Bei ihr sind Venus, Herkules, Apollon, Bacchus, Lantini und Laokoon, Meisterwerke ihrer Kunst, die aus Zehntausenden herausstehen: Ihre göttliche Schönheit lässt mich vor Ehrfurcht erstarren und ich stehe sprachlos vor ihnen; es scheint mir, als ob sie atmen, sprechen und sich bewegen wie wir. Hier, ich gebe es zu, ist die Kühnheit am größten, mit der ich meine erstaunliche These auch weiterhin vertrete: Aber wenn die Kunst, die niemals zufrieden ist, Fehler zu bemängeln hat; wenn die Größe des ehrwürdigen Laokoon derjenigen seiner Söhne zu unähnlich ist, und wenn die glitschigen Körper der unmenschlichen Schlangen statt zweier Kinder zwei Zwerge umschlingen, wenn

42 Charles Le Brun (auch LeBrun) (1619–1690) war ein französischer Hofmaler unter Ludwig XIV.

235 der berühmte Herkules an verschiedenen Stellen durch zu
 die Verehrung der Antike über alles andere stellen und diese
 Fehler zu großen Schönheiten verklären, müssen sie uns dann
 zwingen, nichts Außergewöhnliches in den neuen Meisterwer-
 240 ken zu erblicken, mit denen Versailles sich schmückt, die jeder
 aufgeklärte Mensch, der nur seinen Augen traut, nicht weniger
 schön findet, obwohl sie nicht so alt sind? Die sich bewundern
 lassen und erfüllt sind mit Leben und sich ganz so wie sie sind
 den neidvollen Blicken darbieten. Aber was werden spätere Jahr-
 hunderte darüber sagen, wenn ihnen ein Arm, eine Nase fehlt?
 245 Diese göttlichen Werke, an denen man einfach alles bewundern
 muss, sind aus der Ära LUDWIGS, jenes unvergleichlichen Herr-
 schers, werden die Wissbegierigen sagen. Dieser erhabene Apol-
 lon entstammt der geschickten Hand des berühmten Girardon.⁴³
 Diese Sonnenpferde, die traben, die springen und die man beim
 250 bloßen Anblick förmlich wiehern hört, sind das unsterbliche
 Werk der Gebrüder Gaspard⁴⁴. Und der freundliche Acis, der
 den Blick des Betrachters verzaubert, wo alles natürlich wirkt,
 obwohl es Kunst ist, erschuf der Meißel des anmutigen Bap-

43 François Girardon (1628–1715) entwarf gemeinsam mit Thomas Regnaudin (1622–1706) zwischen 1667 und 1675 die Skulpturengruppe *Apollon servi par les nymphes*. Diese Skulpturengruppe war gemeinsam mit der Skulpturengruppe *Les chevaux du Soleil pensés par les Tritons* (vgl. Anm. 44) der erste Auftrag (1666) für die Gärten von Versailles. Das Skulpturenensemble war ursprünglich für die Thetis-Grotte, heute nicht mehr vorhanden, bestimmt. Die Thetis-Grotte ist aus zwei Stichen der Familie Le Pautre bekannt. Die Skulpturengruppe *Apollon servi par les nymphes* befindet sich in der Mitte der Grotte. Vgl. den Stich *Vue du fond de la Grotte de Thétis de Versailles* von Jean Le Pautre (1676), URL: http://art.rmngp.fr/fr/library/artworks/jean-le-pautre_vue-du-fond-de-la-grotte-de-thetis-de-versailles_estampe-technique_1676?page=3 [20.12.2016] sowie den Stich *Planche 2: Vue de la façade extérieure de la Grotte de Thétis de Versailles* von Pierre Le Pautre (1672), URL: http://art.rmngp.fr/fr/library/artworks/jean-le-pautre_planche-2-vue-de-la-facade-exterieure-de-la-grotte-de-thetis-de-versailles_estampe-technique_1672 [12.01.2017].

44 Perrault bezeichnet als „Brüder Gaspard“ Gaspard (1624–1681) und Balthasar (1628–1674) Marsy. Die beiden schufen eine Skulptur der Skulpturengruppe *Les chevaux du Soleil pensés par les Tritons*. Die zweite Skulptur stammt von Gilles Guérin (1611–1678). Die Skulpturengruppe, die zwischen 1667 und 1675 fertiggestellt wurde, war ursprünglich zusammen mit der Skulpturengruppe *Apollon servi par les nymphes* für die Thetis-Grotte im Park von Versailles bestimmt. Vgl. hierzu Anm. 43.

tiste.⁴⁵ Diese junge Diana, bei deren Anblick man in jedem
255 Moment die Bewegung ihrer zarten Geste zu sehen glaubt, ist
nach Belieben entlang der Haine platziert und scheint immerzu
unter deren Blätterdach eindringen zu wollen.⁴⁶ Sie wurde von
einem Werkmeister* geschaffen, dessen geschickte Hand, in der
Gestalt eines bronzenen Kolosses und von Aulusson in seinem
260 eifrigen Tatendrang gefördert, ein unvergängliches Abbild des
unsterblichen Helden schuf.⁴⁷

Lasst uns sogleich an jenem bezaubernden Ort an so vielen
Werken uns ergötzen. Kein Palast ist es, sondern eine ganze
Stadt, fabelhaft in ihrer Größe, fabelhaft in ihrer Beschaffen-
265 heit; nein, es ist vielmehr eine Welt, wo sich all die Wunder
des weiten Erdenkreises versammelt finden. Wohin man blickt,
sieht man rauschende Flüsse, deren Wogen zu Meeren sich
ergießen; durch unglaubliche Erfindungsgebe wurden sie dazu
gebracht, bis zum Gipfel dieser erhabenen Orte zu steigen und
270 ihr Wasser, das zu den Gärten hinabfließt, die es bewässert, ruht
im Vorbeifließen in hundert reichen Palästen.⁴⁸ Was hat die
Antike dem entgegenzusetzen, wie kann sie es dem an Pracht
und Vielfalt gleich tun?

45 Jean-Baptiste Tuby (1630–1700) schuf die Skulpturengruppe *Acis et Galatée* zwischen 1667 und 1674 für die Thetis-Grotte im Park von Versailles.

46 Martin van den Bogaert, genannt Desjardins (1637–1694) war ein französischer Bildhauer niederländischer Herkunft. Er schuf zwischen 1674 und 1683 eine Skulptur für die Gärten von Versailles, die unter dem Namen *Le soir* (der Abend), beziehungsweise *Diane* (Diana) bekannt ist.

* Desjardin.

47 François III. d'Aulusson, duc de La Feuillade (1631–1691) ließ anlässlich des Friedens von Nimwegen (1678/79) zu Ehren Ludwig XIV. in Paris die *place des Victoires* (Platz der Siege) anlegen. Im Zentrum des Platzes wurde ein von La Feuillade in Auftrag gegebenes und von Martin Desjardins realisiertes Monument mit einem Fußstandbild Ludwigs XIV. errichtet. Das Monument wurde 1686 feierlich eingeweiht. Die Statue Ludwigs XIV. wurde 1792 zerstört, die Figurengruppe des Sockels hingegen ist erhalten geblieben (Musée du Louvre). Vgl. Thomas W. Gaetgens, *La statue de Louis XIV et son programme iconographique*, in: Isabelle Dubois, Alexandre Gady und Hendrik Ziegler (Hg.), *La place des Victoires. Histoire, architecture, société*, Paris 2003, S. 9–35.

48 Anspielung auf die Wassertechnik in den Gärten von Versailles, vgl. hierzu Philippe Lardellier, *Versailles cité des eaux et des fontaines*, in: *Revue de l'histoire de Versailles et des Yvelines* 77 (1993), S. 107–125.

Einst lobte von seinem Rednerpult aus ein Meister der Rhetorik,
275 ein glühender Verehrer der Antike, diese schönen Gärten, die
er gesehen haben wollte: Man könnte sie, sagte er, für diejeni-
gen des Alkinoos halten.⁴⁹ Im Garten dieses Königs, wenn man
Homer Glauben schenkt, der sich darin gefiel, eine schöne Schi-
märe zu entwerfen, standen reich tragende Obstbäume und er
280 umschloss mit seinen Mauern vier ganze Morgen. Da erntete
man Birnen, Feigen und Orangen, in einem Winkel wurden dort
Weintrauben mit den Füßen gepresst und da war die Erde mit
süßen Trauben übersät, die sich der Sonne zum Trocknen dar-
boten. In diesem königlichen Hort sah man zwei Fontänen, die
285 sich nicht hochmütig in luftige Höhen erhoben, sondern die,
miteinander buhlend, zwei ruhig dahinfließende Bäche bilde-
ten; einer davon benetzte die Wurzeln der Bäumchen, und der
andere, der diesem wunderbaren Garten entfloh, löschte den
Durst der Vorbegehenden am öffentlichen Platz.

290 So sind in den Weilern der nächsten Umgebung die bäuer-
lichen Gärten unserer guten Winzer.

Wie sehr liebe ich die Frische dieser schattigen Gehölze,
wohin sich Ruhe und Schatten zurückgezogen haben, wo man
ohne Unterbrechung das Wasser plätschern hört, das dem Kon-
295 zert der Vögel als Sinfonie dient! Aber dieses ach so sanfte Kon-

49 Homer, *Odyssee. Griechisch und deutsch*, Gernsbach 1955, S. 181, Vers 111–132: „Jenseits des Hofes / Nahe dem Tor, vier Morgen groß, begann dann der Garten. / Allseits war er umgeben von festem Gehege. Da wuchsen / Hohe Bäume und blühten und strotzten von glänzenden Früchten. / Birnen, Granaten und Äpfel tragen die Bäume, es gibt auch / Feigen von hoher Süße; Oliven wachsen und blühen. / Niemals geht eine Frucht hier verloren und nie gibt es Mangel / Winter wie Sommer, im ganzen Jahr nicht; der täglich und stündlich / Wehende Westwind läßt ja die Früchte hier wachsen, dort reifen. / Überreif wird Birne um Birne, Apfel an Apfel. / Traube hängt neben Traube und Feige drängt sich an Feige. / Dort aber wurzelt ein fruchttüberladenes Rebengelände. / Ein Stück dient als ebener Boden zum Trocknen der Trauben; / Wärmend trifft es die Sonne; die anderen werden geerntet, / Wieder andre gekeltert. Die Herlinge vorn an der Spitze / Stoßen die Blüten erst ab, wenn andre zu dunkeln beginnen. / Weiter dann neben der letzten Reihe wachsen gepflegte / Beete mit allen Gemüsen und prangen, als wär es für Jahre. / Quellen finden sich dort: die eine verteilt sich im Garten, / Anders gerichtet zum hohen Palast hin flutet die zweite / Dicht bis zur Schwelle des Hofes. Dort schöpfen die Bürger ihr Wasser. / Also strahlte von Göttergeschenken Alkinoos' Wohnsitz.“

zert, in dem ihre Liebe zum Ausdruck kommt, erinnert mich daran, dass ich die bezaubernde Musik bisher vergaß.

Das stets eitle alte Griechenland ist auch in diesem Punkt wieder sagenumwoben bis zum Übermaß, und dies reißt nicht
300 ab: Wenn man ihm Glauben schenken mag, so brachte ein Sän-
ger aus Thrakien die Tiere dazu, ihm auf seinem Weg zu fol-
gen und selbst die Wälder bis zum allerletzten Busch, so ein-
nehmend war die Anmut seiner lieblichen Gesänge.⁵⁰ Ein noch
Gewandterer, nicht zufrieden damit, dass Felsen seiner Lyra auf
305 ihrem Weg folgten, sah, wie jene von seiner Leier verzauber-
ten Steine sich übereinanderlegten und ganze Städte schufen.⁵¹
Diese klug ersonnenen Sagen, ja das muss man zugeben, wurden
vom alten Griechenland mit Kunstfertigkeit erzählt. Aber wie
soll man ihm Glauben schenken, wenn es in ernsthaftem Ton,
310 und indem es jeglichen rätselhaften Sinngehalt ausklammert,
behauptet, seine Musiker öffneten selbst das sittsamste Herz für
die Raserei, wenn ihre Akkorde im phrygischen Modus erklan-
gen. Dergestalt, dass es die besten Freunde und die ehrlichsten
Leute dazu brachte, zu schreien, zu streiten, einen Höllenlärm
315 zu veranstalten und zu den Waffen zu eilen, um sich gegenseitig
zu töten. Und wenn diese aufgebrachte Meute, schäumend vor
Wut, sich in den Haaren lag und sich halb totsclug, so wech-
selten die Musiker dann, so heißt es, um ihren Zorn zu beruhi-
gen, in den sittsamen und ruhigen dorischen Modus, sodass sich
320 diese Rasenden, bei solch lieblichen Akzenten, auf einen Schlag
beruhigten und wieder zu Sinnen kamen. Das alte Griechen-
land prahlt noch immer damit, dass es eine Musik besaß, die
in einer Republik von größtem Nutzen war und die das Feuer
jedweder verrückten Liebe eindämmte, und die Keuschheit des

50 Orpheus aus Thrakien war ein Sänger der griechischen Mythologie. Er galt als bester Sänger und betörte mit seinem Gesang Götter, Menschen und sogar Tiere, Pflanzen und Steine.

51 Amphion gelang es, dass die Steine sich bei seinem Lyraspiel von selbst übereinanderlegten und auf diese Weise die Unterstadt von Theben erbauten. Da seine Lyra sieben Saiten hatte, wurde die Stadtmauer mit sieben Toren versehen.

325 reizenden Geschlechtes bewahrte. So soll eine Königin* damals,
weil sie diese Musik gehört hatte, ein Lustrum⁵² lang vergeblich
in Versuchung geführt worden sein, doch sie erlag ihr erst,
als ihr Verführer einen hervorragenden Flötenspieler von ihrem
330 Hof jagte, dessen besondere Gewandtheit während der gesamten
Zeit, gegen hundert Gefahren, ihre Unschuld bewahrt hatte.
Mit all ihrem Pomp und Glanz bewegt unsere heutige Musik
nichts dergleichen.

Diese schöne Kunst, ganz göttlich durch ihre lieblichen Wunder,
gibt sich weder damit zufrieden, die Ohren zu ergötzen, noch
335 damit, mit ihrem Ausdruck bis in das Herz vorzudringen und
nach Belieben alle Leidenschaften anzufachen: Sie geht noch viel
weiter und durch ihre überwältigende Schönheit gelangt sie zur
höchsten Stufe des Geistes, wo sie die Vernunft selbst bezaubert.

Dort finden wir dann diese Ordnung, diese Qualität, und
340 diese genaue Abgestimmtheit der verschiedenen Sätze und
der verschiedenen Akkorde, das harmonische Aufeinandertreffen
der gegensätzlichen Partien, die mit ihren gegensätzlichen
Tönen vortrefflich abgestimmt sind, und von denen die eine
Partie dem Gang der anderen folgt, die verklingt: Die dezente
345 Mischung aus Stille und Klang, und die bewundernswerte Führung
der tausenden Möglichkeiten bereiten der Vernunft ein
unbeschreibliches Vergnügen.

Wenn man in der Nacht seinen Blick so zu den strahlenden
Sternen des Himmelsgewölbes hebt, voll lieblicher Freude,
350 dann betrachtet, ja bewundert man diesen strahlenden und reinen
Glanz, in dem sie uns erscheinen. Und man spürt von tiefer
Ehrfurcht ergriffen, dass einem ihre ungeheure Anzahl und ihre
unermessliche Größe das Herz berühren. Aber wenn die
harmonischen Bahnen dieser so schön strahlenden Himmelskörper
355 von dem Betrachter nicht unbemerkt bleiben, wenn er ihre
Gestalten und Formen kennt, ihr Auf- und Untergehen, das

* Klytaimnestra.

52 Ein Lustrum bezeichnet ein Zeitintervall von 5 Jahren.

die Jahreszeiten bildet, wie sehr wird er dann die grenzenlose Weisheit verehren, die in dieser Vielfalt der himmlischen Harmonien, die durch eine Ordnung bis zum allerkleinsten Moment durchkomponiert ist, die großen Abstimmungen und großen Bewegungen regelt?

Die griechische Antike, das erkenne ich wohl, hatte unvergleichliche Stimmen, deren unvergleichliche Zartheit die Ohren bezauberte. Ihre geistreichen Meister komponierten Lieder, die ebenso wie diejenigen von Lully⁵³ natürlich und berührend waren. Aber da sie das unglaubliche Wohlbefinden nicht kannten, das der harmonische Zusammenklang der Akkorde hervorbringt, blieb seine schöne Kunst, trotz all des großen Aufhebens, welches das alte Griechenland darum veranstaltete, eine unvollkommene Kunst.* Wenn es von seiner Musik bezaubert war, dann wohl, weil es sich damit rühmte, sie erfunden zu haben. Und ihr Zauber war die Wirkung der Liebe, von der wir für etwas, das wir hervorbringen, berauscht sind.

Ebenso ist es, wenn ein Kind seine ersten Sprachversuche unternimmt und sich auszudrücken beginnt, erste Laute formt und stammelt, so ist die Mutter, die es im Arm hält, doch von den wenigen drei, vier Worten, die es sagen konnte, überwältigt; eher als von all den an Kunst und Wissenschaft reichen Reden, die in der Öffentlichkeit mit allerhöchster Wortgewandtheit deklamiert werden.

Könnte ich doch den berühmten Arion⁵⁴ anführen, den unvergleichlichen Orpheus und den weisen Amphion, um sie zu Zeugen unserer erstaunlichen Wunder zu machen, die in ihrem glücklichen Jahrhundert vergeblich ihresgleichen suchen.

Wenn sich der Vorhang öffnet* und die schmeichelnden Töne eines unzählbaren Ensembles an verschiedenen Instru-

53 Jean-Baptiste Lully oder Giovanni Battista Lulli (1632–1687) war ein italienischer Komponist, der am Hof Ludwigs XIV angestellt war.

* Die Alten kannten die Musik mit mehreren Partien nicht.

54 Arion von Lesbos war ein griechischer Sänger aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.

* Die Oper.

menten, diese schmetternde und tiefe Sinfonie entlocken, die alle Sinne durch ihre edle Harmonie betört, und durch die auch der Gespannteste, in diesem ersten Moment, fühlt, wie sein
390 gesamter Körper von einem leichten Zittern ergriffen wird; oder wenn liebliche Stimmen, die die Bühne erfüllen, ihre göttlichen Gesänge und ihre Klagen miteinander vereinen und durch die langen Akkorde ihrer traurigen Wehmut auch bis zum Grund des unempfindsamsten Herzens vordringen. So viel neuartige
395 Anmut – welche Macht hätte sie nicht über die Meister der Kunst, über so schöne Seelen?

Jede Kunst setzt sich nur aus den verschiedenen Geheimnissen zusammen, die der Gebrauch den neugierigen Menschen offenbart hat. Und diese Masse an nützlichen Dingen,
400 die wir erfinden, wird ohne Unterlass tagtäglich verfeinert oder vermehrt. So hatten die unscheinbaren Dächer unserer ersten Ahnen, nachlässig mit Binsen und Lilienblättern bedeckt, nichts gemeinsam mit unseren prachtvollen Palästen, gebaut für die Ewigkeit. Und gleichfalls lässt sich die junge Eiche in ihrem frühen
405 Alter nicht mit der alternden Eiche vergleichen, die einen großzügigen Schatten auf die Erde wirft und mit ihrem ausgreifenden Geäst bis in den Himmel reicht.

Aber, wird man nun einwenden, nur wenig deckt uns die Zeit in ihrem langen Verlauf doch die Geheimnisse der Künste auf.
410 Der in unserem Jahrhundert so geschwächten Natur gelingt es nicht mehr, solch wunderbare Menschen hervorzubringen, mit denen sie großzügig an tausenden verschiedenen Orten die schönen Tage des entstehenden Universums schmückte, und die sie, allesamt voller Elan, Stärke und Licht, in ihrer noch unverbrauchten Schaffenskraft der Welt schenkte.
415

Um Geist wie auch Körper zu bilden, unternimmt die Natur heute wie damals dieselben Anstrengungen. Ihr Wesen ist unveränderlich, und diese mühelose Kraft, mit der sie alles hervorbringt, ist keineswegs erschöpft: Niemals war das Tagesgestirn, das wir
420 heute sehen, mit heller schimmernden Strahlen umkränzt; niemals glänzte das Korallenrot der purpurnen Rosen im Frühling

lebendiger; nicht weniger blendend weiß als früher leuchtet in
unserem Garten die Farbe der Lilien und des Jasmins. Und im
goldenen Jahrhundert hatte die sanfte Philomele⁵⁵, die unsere
425 Ahnen mit ihrem noch nie dagewesenen Gesang bezauberte,
nichts Süßeres an sich als diejenigen, deren Stimme die Klänge
erweckt, die in unseren Wäldern schlummern. Mit eben dieser
Hand erschaffen die gewaltigen Kräfte ständig solche Genies.

Wahrlich, die Jahrhunderte sind allesamt verschieden. Es gab
430 strahlende und es gab auch finstere Jahrhunderte. Aber wenn
nun die glückliche Herrschaft eines großen Monarchen immer
Grund und Ausdruck ihrer Größe war, welches Jahrhundert
könnten die Menschen dann mehr verehren als das Jahrhundert
LUDWIGS – des LUDWIGS, den unsterblicher Ruhm umgibt, des
435 LUDWIGS, dem vollkommensten Urbild großer Könige?

Als der Himmel ihn schuf, verbrauchte er all seine Schätze
und überschüttete ihn mit Gaben für Körper und Geist. Auf
Befehl des Schicksals wurde der Sieg dazu bestimmt, ihn auf
Schritt und Tritt durch sein edles Leben zu begleiten und das
440 Werk seiner tapferen Krieger zu beseelen und er bekränzte ihn
vom ersten Tage seiner Herrschaft an mit Lorbeeren. Aber seit-
dem er sich daran machte, die schweren Hebel der unübertreff-
lichen Größe selbst zu bewegen, in welcher Erhabenheit, in
welchem neuen Glanz erstrahlt nunmehr das Antlitz des Staa-
445 tes?⁵⁶ Die Reinheit der Gesetze ist überall wiederhergestellt⁵⁷,
die grassierende Seuche der Duelle ist besiegt.⁵⁸ Mutig unter-
stützt er allerorten die Verbündeten. Unter ihm erleiden die

55 Philomele ist eine Figur der griechischen Mythologie.

56 Vgl. hierzu auch die Darstellung „Le Roi gouverne par lui-même, 1661“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c17.html> [09.01.2017].

57 Vgl. hierzu die Darstellung „La réformation de la justice, 1667“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c13.html> [26.03.2020].

58 Vgl. hierzu die Darstellung „La Fureur des duels arrêtée, 1662“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c9.html> [09.01.2017].

Unwürdigen demütigende Niederlagen und man sieht plötzlich die stolzen Völker des Ebro⁵⁹, aufgrund des Rangs, den er über ihnen einnimmt, ein berühmtes Schuldgeständnis ablegen.⁶⁰ Sein starker Arm, der sich durch hunderte verschiedene Heldentaten auszeichnet, nimmt es mit vier Kriegsschauplätzen auf einmal auf.⁶¹ Er schiebt die Grenzen hinaus, so weit er es will. In zehn Tagen unterwirft er ganze Provinzen. Unter seinen Augen durchquert seine Armee einen so tiefen Fluss, den selbst Caesar nur mit Hilfe einer Brücke überwand.⁶² In ihrem erklärten Hass verschworen sich drei große Staaten und wandten ihre Waffen gegen ihn allein.⁶³ Ihren Hochmut schlug er

59 Der Ebro ist ein großer Fluss in Nordspanien. Gemeint ist hier Spanien.

60 Anspielung auf den diplomatischen Vorfall am englischen Hof im Oktober 1661, als der spanische Botschafter bei der Ankunft des schwedischen Botschafters versucht hatte, mit seiner Kutsche vor dem französischen Botschafter einzufahren. Ludwig XIV. rief daraufhin seinen Botschafter ab und der spanische Botschafter wurde an den französischen Königshof entsandt, um Ludwig XIV. im Namen des spanischen Königs Philipp IV. um Entschuldigung zu bitten. Vgl. hierzu das Deckengemälde „La Prééminence de la France reconnue par l'Espagne, 1662“: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c8.html> [26.03.2020].

61 Vgl. hierzu die Darstellung „Le Roi donne ses ordres pour attaquer en même temps quatre des plus fortes places de la Hollande, 1672“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c12.html> [09.01.2017].

62 Anspielung auf den Holländischen Krieg, (1672–1678), der 1672 mit einem Angriff Ludwigs XIV. auf die Vereinigten Niederlande ausgelöst wurde. Vgl. zur Überquerung des Rheins auch die Darstellung „Le Passage du Rhin en présence des ennemis, 1672“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c7.html> [12.01.2017]. Die Anspielung auf Caesar bezieht sich auf den Bericht vom Brückenbau über den Rhein im vierten Buch des Gallischen Krieges, vgl. hierzu Gaius Iulius Caesar, *Bellum Gallicum. Der gallische Krieg. Lateinisch-deutsch*, München 51962, Buch IV, Kapitel 17–18. Der Sieg Ludwigs XIV. 1672 wird im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles ebenfalls mit einer Anspielung auf Caesar („veni vidi vici“) verkündet: Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c2.html> [26.03.2020].

63 Gemeint sind das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, Spanien und die Vereinigten Niederlande. Vgl. hierzu die Darstellung „Faste des puissances voisines de la France“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles, Milovanovic, *Versailles*, URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c16.html> [09.01.2017]. Die Komposition bildet das Pendant zu „Le Roi gouverne par lui-même, 1661“, vgl. hierzu Anm. 56. Die Allianz der drei Mächte wird auch in einem weiteren Deckengemälde („Alliance de l'Allemagne et de l'Espagne avec la Hollande, 1672“) repräsentiert, das am nördlichen Ende des Spiegelsaals

nieder, durchkreuzte ihre Pläne und zwang ihnen zur Strafe
460 den Frieden auf.⁶⁴

Wohl wissend, woher diese überbordende Stärke in ihm kam,
gebrauchte er sie voll Eifer und Dankbarkeit, um die verirrt
Schäfchen in ihren Stall zurückzuführen, die sich durch einen
fatalen Fehler davon entfernt hatten. Und mit seinen frommen
465 Werken, die die Häresie erstickten, setzt er seinen Tugenden ein
ewiges Denkmal.⁶⁵

Vielleicht kommen wir, von so viel glücklichem Fortschritt
geblendet, nicht zu einem angemessenen Urteil, weil wir zu nah
sind. Lasst uns von außen bewerten und unser Urteil abgeben,
470 nach dem Wunsch der Nationen, die an den fernsten Küsten zu
Hause sind, jener glücklichen Völker, wo sich auf einem rubin-
roten Streitwagen die Sonne, größer und röter noch leuchtend,
erhebt, wo die Erde zu jeder Zeit mit großzügiger Hand mit den
Schätzen nicht geizt, die sie prachtvoll zur Schau stellt, deren
475 hochmütige Könige so eitel ihr Schicksal sehen, dass ein ein-
ziger Blick auf sie den Tod bedeutet. Unbesiegbarer LUDWIG –
ohne Flotte, ohne Armee, lässt er dort nur großen Ruf allein
wirken. Und diese Völker, entzückt von seinen vielen Helden-
taten, überqueren eilends das große Meer, um sich ihm zu Füßen
480 zu werfen und ihm ihre Ehrerbietung zu erweisen; um seines
erhabenen Antlitzes ansichtig zu werden und beides zugleich

am Eingang zum Kriegssalon (*salon de la guerre*) angebracht wurde: Milovanovic, *Versailles*,
URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c1.html> [08.04.2020].

64 Vgl. hierzu die Darstellung „La Hollande accepte la paix et se détache de l'Allemagne et de l'Espagne, 1678“ im Deckengemälde des Spiegelsaals von Versailles, Milovanovic, *Versailles*,
URL: <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/c32.html> [08.04.2020]. Die
Komposition, die am südlichen Ende des Spiegelsaals am Eingang zum Friedenssalon (*salon
de la paix*) angebracht wurde, bildet das Gegenstück zur Darstellung am nördlichen Ende
des Spiegelsaals. Vgl. hierzu Anm. 63.

65 Das „Ersticken der Häresie“ und insbesondere der Kampf gegen den Calvinismus stellte
ein zentrales politisches Ziel Ludwigs XIV dar. Die Verfolgung der Calvinisten fand 1685 in
der Aufhebung des Edikts von Nantes seinen Höhepunkt.

sehen zu können – den weisesten aller Männer und den größten aller Könige.⁶⁶

485 Oh Himmel, dem wir diese grenzenlose Herrlichkeit verdanken, die unser Jahrhundert und Frankreich erstrahlen lässt, halte dank deiner Güte weiter diesen günstigen Kurs und bewahre die schönen Tage eines so würdigen Königs. Eines Königs, dessen großzügiges Wirken, befreit vom Kriegshandwerk, von den Untertanen geliebt, von aller Welt gefürchtet, nur noch danach
490 streben wird, uns in Frieden zu regieren und uns glücklich zu machen.

Quellenverzeichnis

- Gaius Iulius Caesar, *Bellum Gallicum. Der gallische Krieg. Lateinisch-deutsch*, München 1962.
- Pierre Clément (Hg.), *Lettres, instructions et mémoires de Colbert. Bd. 5. Fortifications, Sciences, Lettres, Belle-Arts, Bâtiments*, Paris 1868.
- Homer, *Odysee. Griechisch und deutsch*, Gernsbach 1955.
- Horaz, *Satires, epistles and Ars poetica*, Cambridge, Mass. 1999 (The Loeb classical library 194).
- Martial, *Epigrams*, Cambridge, Mass. 2002 (The Loeb classical library 94).
- Charles Perrault, *Le siècle de Louis le Grand. Poème*, Paris 1687, <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k108214v> [10.01.2017].
- Charles Perrault, *Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. Dialogues. Avec le poème du siècle de Louis le Grand et une epistre en vers sur le génie*, Paris 1688, URL: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k12658330> [24.04.2020].

66 Anspielung auf den Empfang der Botschaft von Siam im Spiegelsaal von Versailles 1686. Vgl. hierzu den 1687 publizierten Stich „Laudience donné [sic] aux ambassadeurs extraordinaires du Roy de Siam le I septembre 1686 dans le château de Versailles“, Bibliothèque nationale de France, département Estampes et photographie, RESERVE FOL-QB-201 (63), URL: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b55002435c> [31.03.2020]. Vgl. zur Repräsentation „Fremder“ in Versailles im Rahmen des ikonographischen Programms Ludwigs XIV. weiterführend Gérard Sabatier, *Figures de l'étranger à Versailles*, in: Bulletin du Centre de recherche du château de Versailles (2016), URL: <https://doi.org/10.4000/crcv.14039> [08.04.2020].

- Charles Perrault, *Parallèle des anciens et des modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. Mit einer einleitenden Abhandlung von H.R. Jauß und kunstgeschichtlichen Exkursen von M. Imdahl*, München 1964.
- Charles Perrault, *Mémoires 1628–1687*, hg. von Eric de Bussac, Clermont-Ferrand 2012.
- Plinius der Ältere, *Naturkunde. Lateinisch–deutsch. Buch xxxv. Farben, Malerei, Plastik*, München 1978.

Literaturverzeichnis

- Joël Cornette, *Le roi de guerre. Essai sur la souveraineté dans la France du Grand Siècle*, Paris 1993.
- Pascal Duris, *Quelle révolution scientifique? Les sciences de la vie dans la querelle des anciens et des modernes (xvi^e–xviii^e siècles)*, Paris 2016.
- Marc Fumaroli, *Le sablier renversé. Des Modernes aux Anciens*, Paris 2013.
- Thomas W. Gaetgens, *La statue de Louis XIV et son programme iconographique*, in: Isabelle Dubois, Alexandre Gady und Hendrik Ziegler (Hg.), *La place des Victoires. Histoire, architecture, société*, Paris 2003, S. 9–35.
- Chantal Grell, *L'Académie des inscriptions et belles-lettres au xviii^e siècle: recrutements et carrières académiques*, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 158* (2014), S. 25–46.
- Chantal Grell, *Histoire intellectuelle et culturelle de la France du Grand Siècle. 1654–1715*, Paris 2005.
- Béatrice Guion, *Langue et nation : l'invention du „siècle de Louis le Grand“*, in: *Revue française d'histoire des idées politiques* 36 (2012), S. 347–363.
- Hans Robert Jauß, *Ästhetische Normen und geschichtliche Reflexion in der Querelle des Anciens et des Modernes*, in: Charles Perrault, *Parallèle des anciens et des modernes en ce qui regarde les arts et les sciences. Mit einer einleitenden Abhandlung von H.R. Jauß und kunstgeschichtlichen Exkursen von M. Imdahl*, München 1964, S. 8–64.
- Philippe Lardellier, *Versailles cité des eaux et des fontaines*, in: *Revue de l'histoire de Versailles et des Yvelines* 77 (1993), S. 107–125.

- Anne-Marie Lecoq, *La querelle des Anciens et des Modernes*. xvii^e–xviii^e, Paris 2005.
- Françoise Létoublon (Hg.), *Homère en France après la Querelle (1715–1900)*. Actes du colloque de Grenoble (23–25 octobre 1995), Paris 1999.
- Alexandre Maral, *Imiter et dépasser l'antique*, in: Alexandre Maral und Nicolas Milovanovic (Hg.), *Versailles et l'antique*, Paris 2012, S. 129–139.
- Alexandre Maral und Nicolas Milovanovic (Hg.), *Versailles et l'antique*, Paris 2012.
- Christoph Oliver Mayer, *Institutionelle Mechanismen der Kanonbildung in der Académie française*. Die „Querelle des anciens et des modernes“ im Frankreich des 17. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2012.
- Nicolas Milovanovic, *Versailles, la galerie des Glaces, catalogue iconographique*, RMN, Paris 2008, <http://www.galeriedesglaces-versailles.fr/html/11/collection/galerie.html> [31.03.2020].
- Oded Rabinovitch, *The Perraults: a family of letters in early modern France*, Ithaca 2018.
- Gérard Sabatier, *Figures de l'étranger à Versailles*, in: Bulletin du Centre de recherche du château de Versailles (2016), URL: <https://doi.org/10.4000/crcv.14039> [08.04.2020].
- Gérard Sabatier, *Versailles ou la figure du roi*, Paris 1999.
- Wolfgang Wutzler, *La recherche des années 1995 à 2000 sur la querelle internationale des Anciens et des Modernes*, in: xvii–xviii. Bulletin de la société d'études anglo-américaines des xvii^e et xviii^e siècles 52 (2001), S. 51–68.

Neue Literatur

Nadia Matringe

Italian enterprise, the Lyon market And Europe in the 16th century

Book summary of: *La Banque en Renaissance. Les Salviati et la place de Lyon au milieu du XVII^e siècle*,
Rennes 2016, 416 p. ISBN 978-2-7535-4956-2

I

The existence of a powerful Italian merchant community in 16th century Lyon raises, from an economic history perspective, questions related to the convergence of opportunities offered by the market and the commercial projects of firms that decided to settle there. To what extent did the activity of Italian businessmen condition Lyon' economic life and how did Italian businessmen adapt to pre-existing economic structures? What relations did Italian banks in Lyon maintain with their Italian parent companies and what role did Lyon play in the business strategies of Italian firms at a European scale? Can we talk of a Florentine, Lucquese or "Tuscan" identity of firms, and how should it be defined in relation to other existing models of enterprise in the rest of the Mediterranean and in Northern Europe? How did these forms of organisation serve business conducted in Lyon? Finally, how did the different Italian banks deal with each other, and with other economic operators on the market and in the French Kingdom?

The panorama established by a long historiographical tradition, culminating in the monumental study of R. Gascon¹, is one of complete domination of the Italians on the Lyon market. Indeed, until recently, 16th century Lyon, at the time Europe's main commercial and financial centre, was described as an Italian colony, a by-product of inter-

1 Richard Gascon, *Grand commerce et vie urbaine au XVI^e siècle : Lyon et ses marchands (environs de 1520-environs de 1580)*, Paris/The Hague 1971.

national trade, the economic life of which was directed by Italians in order to fuel their international business. According to this tradition, an unbridgeable gulf would have separated the insular Italian mercantile aristocracy, solely preoccupied with bills of exchange and big business, from the local merchants of lower status, whose activity was limited to the redistribution of merchandise imported by the Italians and to the concomitant use of “primary” commercial paper (obligations). The thesis of the Italian dominance can be related to a broader Braudelian theory of Europe’s economic development, which relies on a clear division between, on the one hand, backward economic zones – deprived of institutions stimulating trade and stakeholders used to complex financial instruments – and on the other, the great hierarchical network of modern commercial and financial centres that polarised most of European trade and generated technical and financial innovation. These clear spatial divisions entailed linear chronological distinctions between successive phases of the rise and decline of early modern financial centres.²

In the case of Lyon, this static representation of the market not only conditioned the perception of Italians versus French, but also that of the nature and evolution of Italian business, as well as the understanding of the changes that took place at the end of the 16th century. According to the literature, the Italians specialised in the importation of luxury products that constituted the basis of Lyons’ commercial prosperity: silks and spices.³ While the Florentines would have been equally involved in banking and merchandise, the Lucquese would have specialised in the exchange business.⁴ The dazzling fortune of Lyon in the first half of the 16th century would have corresponded

2 This perspective has been developed by three economists in their collective work on the European exchange system in the 16th century, mostly based on existing literature (Marie-Thérèse Boyer-Xambeu, Ghislain Deleplace and Lucien Gillard, *Monnaie privée et pouvoir des princes : l'économie des relations monétaires à la Renaissance*, préface de P. Jeannin, Paris 1986.

3 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 59–65, 81–94; Françoise Bayard, *Les Bonvisi, marchands banquiers à Lyon, 1575–1629*, *Annales ESC* 26/6, p.1246–1247; Henri Hours and Olivier Zeller, *Lyon, l'argent, le commerce et la soie*, Lyon 1986, p. 29–30; Jean-Francois Dubost, *La France italienne, XVI^e–XVII^e siècle*, Paris 1997, p. 81.

4 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 360–362; Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 24.

to the fortunate alliance of exchange and merchandise. At that time, Lyon would have been the epicentre of the European exchange system.⁵ In the 1550–60s, under the influence of a growing monetary disorder, a usury fever would have taken hold of the Italians – increasingly involved in banking and financial speculation.⁶ The “separation of merchandise and banking” would have explained the chronological discordance between, on the one hand, a merchandise crisis started in the 1570s due to politico-religious troubles, and on the other, a financial crisis that would have started only a decade later.⁷ As a first consequence of this crisis, the Italians would have integrated the distribution channels of local products, previously reserved to French merchants – an infiltration attempt taken ill by the latter.⁸ The Lucquese, specialists of exchange as they were, would have dethroned the Florentines and, in the second half of the 16th century, all major bankers in Lyon would have originated from Florence’s rival city, like the wealthy Bonvisi, Burlamachi or Micheli.⁹ The Lyon crisis would have ended with a massive retreat of Italian firms. “One centre chasing the other”¹⁰, Lyon would have dominated the international trade and exchange system before being downgraded by Besançon on the international level, and Paris on the national level. While the specialisation of the Lucquese in banking activities would explain why they resisted the crisis better than the Florentines, the technical superiority of the Genoese in the Franche Comté fairs would have determined their final triumph over Lyons’ Tuscans.¹¹ Antwerp, Amsterdam and London would then have imposed themselves on the European busi-

5 Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*

6 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 647–649.

7 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 643, 670–672.

8 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 654–657.

9 Marc Bresard, *Les foires de Lyon aux XV^e et XVI^e siècles*, Paris 1914, p. 208; Gascon, *op. cit.*, p. 608; Henri Hours and Olivier Zeller, *Lyon, l’argent, le commerce et la soie*, Lyon 1986, p. 32; Françoise Bayard, *Après les Buonvisi, les Lucquois à Lyon aux XVII^e et XVIII^e siècles*, in: Rita Mazzei and Tommaso Fanfani (eds.), *Lucca e l’Europa degli affari: secoli XV–XVII*, Lucca 1990, p. 193.

10 Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 171.

11 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 608; Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 284–285.

ness, thanks to progress made by their merchants in the field of the transferability and negotiability of commercial paper.¹²

Such representation of economic life hides the transverse and long term dynamics at play in the European trade and exchange, such as the role of hinterlands in promoting the success of “central” marketplaces, the multiple and necessary collaborations between big business and “local” merchants everywhere the Italian network spread its ramifications, and the functional complementarity between commercial centres of different importance. The nature of the archives used by French historiography explains this prevailing thesis. While it seems paradoxical to characterise the role played by Italian firms by using French archives, these archives cannot constitute the full documentary basis to study a market whose functioning was broadly influenced by foreign businessmen. Administrative and juridical source material offers elements of description of commercial organisation (society deeds, trial acts), helps analyse financial techniques (protests on bills of exchange, exchange rates lists) and to measure commercial flows (custom fees, post-mortem inventories) – yet just partially. In this last field, indeed, recognised fraud and the specialisation of commercial houses considerably reduce the significance of the analysis. More fundamentally, these different kinds of archives do not show how the different sides of the commercial life they evoke were interconnected, and cannot help to reconstruct or analyse economic mechanisms such as the integration of financial markets and the social processes which conditioned them – for example, the constitution of business networks. Thus, such archives cannot provide a dynamic vision of the functioning of the market in relation to broader economic spaces.

Because they reveal the complementarity of commercial flows between different regions of the world, and of commercial and financial flows, merchants’ account books take us beyond a fragmented vision of economic life. Study of such archives shows the forms of collaboration

12 Herman Van der Wee, *The growth of the Antwerp market and the European economy, fourteenth-sixteenth centuries*, La Haye 1963, p. 1082; Raymond de Roover, *L'évolution de la lettre de change, XIV^e–XVIII^e siècles*, Paris 1953, p. 115–119; Richard Goldthwaite, *op. cit.*, p. 229–230.

between stakeholders of different backgrounds, the functional relations between commercial centres and the articulation of international trade with the local economy. It thus reveals the cohesion of a trade involving a variety of objects (products, stakeholders, and territories). Commercial correspondence, on the other hand, sheds light on the organisation of networks and the elaboration of business strategies – left in the shadow by local source material. In order to disclose these economic and social processes, and to understand the functioning of the Lyon market from the inside, the present study analyses transactions performed by Italian banks in Lyon. Transactions, in this perspective, are understood as both social practices and the result of choices made in a given economic context, which reveals itself through them.

The study of Italian firms themselves can only gain from being undertaken through the archives of their Lyon branch. This peripheral approach enables to evaluate their adaptation to the local economic fabric – an aspect not taken into account when studying Italian firms in their home city –, and to show the role played by the Lyon market in the structuring of the firms' inner and international network. The abundant documentation left by Florentine firms active in Europe during the medieval and early modern age fits such undertaking, since many of these firms opened branches in Lyon and enjoyed a central position on the market. While the economic power of the great Lucquese firms (Bonvisi, Micheli & Arnolfini, Cenami & Parensi) settled in Lyon was in no way inferior, Florentines still occupied a privileged position in the city.¹³ They were known as financiers and providers of silks, arms and spices. Their economic power was such that they often held the highest communal offices and dictated, on several occasions, municipal and royal politics. In return, they helped support the fiscal burden and endured – just as other Italians – stigmatisation in times of difficulty.

13 The Florentine “nation”, created in Geneva in 1447, was the wealthiest, the biggest and the best organised of all. Only Florentines had a consul to represent them on the *Place des Changes* and in front of the communal authorities. The other nations (Lucquese, Genovese, Milanese...) were *de facto* groupings, based on common interests reflected in the vote for a deputy when circumstances required it (Richard Gascon, *op. cit.*, p. 359).

Michele Cassandro and Sergio Tognetti have used Italian archives (respectively, the Martelli's and Gondi's archives) to study the Lyon market.¹⁴ M. Cassandro, whose study focuses on the 1570s, adopted Gascon's thesis. Cassandro exploited the fair books, which only show the local aspect of the exchange business – the international side appearing essentially in other types of books (main ledgers and “committent” ledgers). His analysis thus concerns the institutional framework of Italian business (Payment's calendar, lists of exchange rates), and leaves aside the shaping of Italian strategies – *a fortiori* since the Martelli's correspondence is partly reproduced, without being exploited. Cassandro's main argument about the company's results – taken as an indicator of Lyons' financial situation – is grounded on the examination of profit and loss accounts. As demonstrated in the present book, such approach can induce traps of interpretation. Tognetti's study, the avowed purpose of which is to examine the role of the mercantile and banking elite, also relies on the study of analytical accounts. The author focuses on merchandise trade and royal finances. Observation of the profit and loss accounts transcribed in the book yet show the high probability that this bank, like the Salviati's, was heavily involved if not specialised in the exchange business.¹⁵ Further research in the archives of Italian firms thus seemed pertinent.

II

Based on the archives of the Salviati bank in Lyon, this book sought to offer a new conception of the functioning of the market and its banks, by focusing on the study of merchant practices in relation to economic spaces, and devoting special attention to the reciprocal influence of Florentine mercantile traditions and Lyon economic structures.

14 Michele Cassandro, *Le fiere di Lione e gli uomini d'affari italiani nel Cinquecento*, Florence 1979; Sergio Tognetti, *I Gondi di Lione: una banca d'affari fiorentina nella Francia del Cinquecento*, Florence 2013.

15 Sergio Tognetti, *op. cit.*, p. 30.

A major familial group of the Florentine patriciate, the Salviati distinguished themselves on the European scene with the extent of their network of alliances – in particular, their privileged relations with the Medici – and with their economic power.¹⁶ Settled in Lyon since 1508, they became known for their involvement in royal finances and their bank's function of relay node in communications between the Court and the Roman Curia – where the family had several members. In the 16th century, the Salviati who, according to their Roman cousins “with all their parents, associates and employees, included all Florence, the great, the little and the mediocre”, got increasingly involved in banking and government finance. While the 16th century sanctioned the importance of the “medium merchant” (mostly dealing in commodities) in international trade, the Salviati positioned themselves as major bankers rather than merchants. Due to its advantageous position in the European trade and its function of clearing centre, the Lyon market offered them a good opportunity to develop this inclination. The Salviati were thus emblematic of this financial aristocracy that stirred up numerous complaints among the local councillors, increasingly hostile to its perceived ascendancy, and which was described by historians as having discretely controlled the economic and institutional life of the city – an influence all the more credible in the case of the Salviati that the main governor of their bank, Leonardo Spina, was elected consul of the Florentine nation repeatedly. This book shows by what means and at what cost the silent power of money exerted itself.

The *Archivio Salviati*, maintained since 1972 in the *Scuola Normale* of Pisa, constitutes the largest private fund archives after that of Datini, a merchant of Prato. It contains several thousands of business records from banking, trade and production houses, covering several (15th to 19th) centuries. This source material offers a unique testimony on the history of big business thanks to the preservation of continuous series of account books, from the opening to the closing of the companies, and to the juxtaposition of different types of commercial

16 For a study of the Salviati dynasty and their relations with the Medici, see Pierre Hurubise, *Une famille témoin, les Salviati*, Vatican 1985.

documents (account books, journals, correspondence...), throwing light on given activities from different angles. The Lyon banks has left one of the richest collections, which contains not only journals and account books but also copies of the letters sent, and auxiliary registers (*ricordi*) with additional information on the functioning of the network.

Far from being a mere testimony of the activity of a single enterprise, Salviati archives also document the activity of many other Italian, German and Spanish firms, established all across Europe. Furthermore, they shed light on the functioning of several European trading centres. Thus, the purpose of this book was not the production of a monograph. While adopting an actor's perspective, the book exposes what the various types of transactions and the way they were recorded revealed about the strategies of Italian firms and about the position of Lyon in international trade. Targeted incursions into the records of other Florentine companies (Martelli, Capponi) helped testing some general hypotheses about the functioning of Florentine business. The notarial records of Paris and Tours proved to be a valuable source of information on the French mercantile environment—of which Italian documents offer only a restricted vision.

The book focuses on (without being limited to) the 1540s, a period defined by F. Braudel as an era of "peace in the Mediterranean", marked by a pause in the Italian wars between Charles V and his French rival, Francis I. Lyon was at the time experiencing prosperity based on stable economic growth. The Salviati's business was booming, as attested by the opening of its Antwerp sub-branch (1539) and of a sub-company in Lyon devoted to the silk business (1544–1547). These years were also marked by an increasing coherence in the company's direction. After several estrangements, Averardo Salviati became the sole head of the Lyon bank. The criteria determining the choice of period under study were two: 1. it enabled analysis of the functioning of the firm and of the Lyon market outside of exogenous disruptive factors; 2. the period preceding the "decline" of the Lyon fairs was not well known. While the economic growth of the Lyon market was often attributed to Italian firms, the reasons behind their success had not been investi-

gated. Furthermore, explaining the Italians' achievements in mid-16th century Lyon was going to provide a valid basis for understanding of the social and economic upheavals encountered by these firms and by the market at the end of the century.

The examination of the issues raised by the Italian presence in Lyon starts with enquiring into the impact that settling in Lyon had on the forms of organisation adopted by the Italians. The accounting system as well as the structuring of firms and their merchant network were affected. By bringing to light the weight of local economic structures on operating modes, the analysis led to the formulation of broader hypotheses on the functioning of Tuscan enterprise in the early modern age.

Understanding economic mechanisms implies understanding the logic that shapes and governs them. Thus the Salviati's accounting system was the first object of this enquiry. While Tuscan accounting was studied by F. Melis through the Datini archives, the Salviati archives provided a perspective on its evolution throughout the course of the 16th century. Thanks to their excellent conservation, these archives give access to a complete picture of the accounting system from the perspective of the different agencies and enabled to expose how this system adapted to business practice in each of them. With few variants, the Salviati's accounting system was identical to that of other Florentine Lyon banks (Capponi, Martelli). In the context of a specialisation in banking on commission, its main focus was the control of circulating capital and of third-party position vis-à-vis the Salviati bank. The combination of cash accounts (*quadernucci di cassa*), fair accounts (*libri di fiere*) and current accounts (*libro grande/libro dei commitenti*) enabled following exchange transactions through time and space and visualizing the origins and settlements of debt. In a market dominated by payments through bank transfers (*virement des parties*), accounting was also a means of payment obviating the use of both cash and bonds. As such, it facilitated the circulation of credit and the creation of profit.¹⁷ Companies more oriented towards the commodity trade, like the

17 This question is further developed in Nadia Matringe, *Ratio Pecuniam Parit. Accounting and the making of financial markets in the early modern age*, Working paper, <hal-01358129>.

bank of Pisa, had specific registers devoted to the reception and expedition of packages (*libro di ricevute e mandate di balle*) – which appeared in the main journals in the Lyon and Antwerp branches – as well as specific registers for merchandise fees (*libro di gabelle*) – which appeared in the cash accounts of other banks. The wool and silk companies of Florence resorted to the same accounting model as the commercial and banking companies (combination journals/ledgers), but also possessed registers for the inventory of raw material (*stratto di sette, quaderno d'oro*), and registers of artisans accounts (*libro di tessitori e tintori*). Thus, the location of the firm, the objects of trade, and – to a lesser extent – the personal preferences of accountants, conditioned the modes of accounting.

Inside the Lyon ledgers, recording methods typical of the Venetian “venture accounting”¹⁸ (which emphasised each commercial undertaking separately) were combined with general profit and loss account and the regular establishment of balance sheets – considered by generations of historians as having promoted “rational” decision-making and therefore crucial factors in the rise of capitalism.¹⁹ Study of the Salviati system, however, did not confirm this hypothesis. Analytical accounts (profit and loss, balance sheets) enabled neither the calculation of commercial profit nor evaluation of the company’s financial situation. Profit and loss accounts offered only a distorted vision of economic results, due to the anticipated recording of profits, the inclusion of incomes and expenditures disconnected from commercial activity, and the occasional omission of some sources of profits. Profit was not defined in a restrictive manner and accounting was not governed

18 Frederic C. Lane, *Venture accounting in Medieval Business Management*, in: *Bulletin of the Business Historical Society* 19/5 (1945), p. 164–173.

19 Werner Sombart, *Der Moderne Kapitalismus*, Munich/Leipzig 61924, v. 2/1, p. 118–119; Max Weber, *General economic history*, London 1927, p. 275; James O. Winjum, *Accounting and the rise of capitalism: An accountant’s view*, in: *Journal of Accounting Research* 9/2 (1971), p. 333–350; Rob A. Bryer, *Double-entry bookkeeping and the birth of capitalism: accounting for the commercial revolution in Northern Italy*, in: *Critical Perspectives on Accounting* 4/2 (1993), p. 113–140; Mary Poovey, *A History of the modern fact: Problems of knowledge in the sciences of wealth and society*, Chicago 1998, p. 33–65; Joseph Gleeson-White, *Double Entry: How the merchants of Venice created modern finance*, London 2012.

by principles of “depersonalisation” or “systematisation”. Since the different sources of profit and loss were not always distinguished, it was not even possible to reach an approximate evaluation of the profitability of different sectors. Entries recorded as gain or loss primarily served to compensate discrepancies between the debit and credit of other double entry accounts and to rectify errors. Transfer of residual profits or losses to the balance sheet affected the ultimate results. Moreover, some accounts remained unbalanced until their definitive closure, long after establishment of the balance sheet and the opening of a new account book. Accounts open during a given partnership contract (which usually lasted for three years and corresponded to one set of account books) were sometime settled in the balance sheet of a subsequently created or renewed partnership, while others remained in use until their definitive closure, without ever transiting to the balance sheet of any book. Consequently, balance sheets did not offer any picture of assets and liabilities at a given time and could not help determine the company’s solvency. In great Italian banks, just as in British merchant-banks²⁰, establishment of a balance sheet was mostly related to the necessity of opening a new book of account at the end of a partnership contract. It did not stimulate the pursuit of profit, but 1. promoted safe business conditions through the tight control of circulating capital and the surveillance of the clients’ and partners’ financial position vis-à-vis the firm; and 2. was a means of payments that produced both credit and profit.

Accounting was not the only organisational tool that Italian bankers active in Europe’s main financial centres used in order to manage their business. Their networks of companies also helped them acquire a dominant position in international trade. The inner structuring and spatial configuration of international firms reflected how bankers coordinated their activities according to their fields of intervention and the structure of markets. Two distinctive features emerged from the study of the Salviati group. First, although the firm was centralised

20 Basil S. Yamey, *Accounting and the rise of capitalism: Further Notes on a theme by Sombart*, in: *Journal of Accounting Research*, vol. 2/2 (1964), p. 117–136.

around the two major investors and directors of the main banks, Averardo and Piero Salviati, the Lyon branch had a privileged position in the “system of partnerships”²¹ developed on a European scale (which included companies in Florence, Pisa, and briefly Antwerp), thanks to its financial capacities and its function of banking relay – both related to opportunities offered by the Lyon market. The strategic importance of the Lyon branch gave it an increased autonomy in decision-making and encouraged the creation of sub-branches.

The second feature of the Salviati group was the importance of commission trading, which characterised the relations between the different companies and their correspondents abroad – and also amongst themselves. Commission trading indeed was broadly used by 16th century Italian banks, especially those located in the great commercial centres.²² Predominance of the commission business explained the restricted size of the Salviati group, with only one branch outside of Italy (Lyon and its temporary Antwerp extension). A presence in the main trading centres of the time, where demand was concentrated, was sufficient to ensure profitability of the commission business. This operating mode did not require important capital reserves – unlike, for example, the mining industry, which necessitated important investments and prolonged immobilisations. The geography of business and the financial capacities of the firm were not restricted by its moderate size and limited capital reserves. While German firms, like the great Italian conglomerates of the 14th century, controlled with a broad network of commercial and industrial complementary companies the circulation of merchandise, from its production to its sale on distant markets, the dense network of correspondents of 16th century Italian banks enabled them to seize

21 Federigo Melis, *Aspetti della vita economica medievale (Studi nell'Archivio Datini di Prato)*, Florence 1962, p. 219.

22 Florence Edler de Roover, *The Van der Molen, commission merchants of Antwerp: trade with Italy, 1538–1544*, in: James L. Cate and Eugene N. Anderson (eds.), *Medieval and historiographical essays in honor of James Westfall Thompson*, Chicago 1938, p. 78–143; Wilfrid Brulez, *De Firma della Faille en de internationale handel van vlaamse firma's in de 16e eeuw*, Bruxelles 1959, p. 53–55; Michael E. Bratchel, *Italian Merchant Organisation and Business Relationships in Early Tudor England*, in: *Journal of European Economic History* 7/1 (1978), p. 5–33; Richard Goldthwaite, *The economy of Renaissance Florence*, Baltimore 2009, p. 89.

any banking or commercial opportunity as it occurred. The Salviati bank was involved, through commission trading, in business ventures involving several territories: money placed on the exchange travelled between several markets before returning to its initial point; merchandise imported from the Levant and insured by agents in Pisa could be delivered in Lyon, then sent to Antwerp for sale on behalf of London merchants... While German firms often tapped into their reserves, at their own risk, to finance the princes' politics, Italians mostly mobilised other people's money. They could gather colossal sums at any time and manage the debt roll-over by renewing credit.

Growing resort to commission trading could contribute to explain the progressive decentralisation of Italian firms in the late middle ages, which was observed by many historians.²³ Arguments advanced previously did not explain how the choice of the partnerships' system served the interests of those who adopted it and adapted to the evolution of business. Indeed, historians have considered the question only from an external point of view. For Melis and de Roover, the great bankruptcies of the 14th century were the main cause of the development of new organisational forms in Florence.²⁴ For the sociologists Padgett and McLean, this evolution was due to the "injection" of the "master-apprentice logic" of the Cambio bankers in the sphere of international trade²⁵: this theory presents the inconvenience of being unverifiable and neglects the fact that an important part of the mercantile aristocracy (Salviati ahead) persisted to marry and do busi-

23 The historiographical tradition emphasises that after the disappearance, in the mid-14th century, of the medieval "super-companies" (Edwin S. Hunt, *The medieval super-companies: a study of the Peruzzi company of Florence*, Cambridge 1994), with hundreds of employees, dozens of branches, and a very centralised juridical structure, Florentines opted for the "system of partnerships", in which each company had its own articles of association, its own name, and its own set of books. These new firms had fewer partners and a more limited geographical scope.

24 Federico Melis, *Le società commerciali a Firenze dalla seconda metà del XIV al XVI secolo*, in: *Troisième conférence internationale d'histoire économique*, Munich 1965, p. 47–62; Raymond de Roover, *Money, Banking and Credit in Medieval Bruges, Italian Merchant-Bankers Lombards and Money-Changers. A study in the Origins of Banking*, Cambridge (Mass.) 1948, p. 31.

25 John F. Padgett and Paul D. McLean, *Organizational Invention and Elite Transformation: The Birth of Partnership Systems in Renaissance Florence*, in: *American Journal of Sociology* 111/5 (2006), p. 1463–1568.

ness *inter se*. Padgett and McLean also considered the broadening of Florentine business as another reason for the development of more flexible forms of organisation. However, the German example (Fugger, Welser, Haug...) demonstrates that it was possible to combine a very centralised structure with an extended and varied commercial and banking activity. Goldthwaite criticised Padgett for not taking into account the economic dynamics at play in the transformation he analysed, yet his explanation remained close to that of the sociologists. According to Goldthwaite, indeed, the birth of the partnership system was related to the appearance of “new men” on the marketplace, less wealthy but full of initiative.²⁶ Even when accepting this hypothesis, it still needs to be explained why the model promoted by these “new men” was unanimously adopted by the old mercantile aristocracy.

The Salviati case suggests that the development of commission trading explains the loosening up of the jurisdictional structure of Italian firms, as well as their diminution in size and capital reserves. The need to adapt the companies’ business to the fluctuating demand of great commercial hubs was not compatible with the weight of rigid hierarchical structures. What the firm’s directors expected, above all, from their governors (as from their agents) was to grasp the changing opportunities offered by the market where they were settled. In this perspective, resort to “new men” (such as Lorenzo Pasquali, second governor of the Lyon branch), chosen for their ability and sense of business, seemed the consequence rather than the cause of the development of new associative forms – themselves related to the growth of 16th century international trading and banking centres, such as Lyon, Antwerp, Castile or Frankfurt.

Despite the growing importance of commission trading in the Late Middle Ages, few studies have devoted attention to its actual functioning. For a long time the historiography of merchant networks oscillated between an institutional approach, which examined the organ-

26 This change itself would have been a consequence of the elites’ decimation after the Black Death, of new opportunities offered by the return of the Papacy to Rome, and of the modernisation of the textile sector in Florence (Richard Goldthwaite, *op. cit.*, p. 77–78).

isation of merchant communities from a jurisdictional and political angle²⁷ and a socio-cultural approach²⁸, which dwelt on beliefs and practices as vectors of trust between the members of a same diaspora. The management of long-distance trade and the power relations between stakeholders were often omitted in these studies. Because of its intense trade in merchandise and securities, Lyon offered the possibility of specialising in the commission business. In the Salviati bank of Lyon, between 1544 and 1564, the vast majority of total revenue (91 %) was generated by it – in particular, banking on commission (89 %), e.i., in decreasing order, exchange, deposit, and government loan operations. For obvious infrastructural reasons, commission banking on a very large scale in order to earn significant profits was easier than trading merchandise on commission. The circulation of capital by far exceeded that of goods in the main financial centres, where most payments were settled through exchange – which were also used as credit instruments in purely speculative operations. Moreover, intensive paperwork remained easier than handling huge quantities of spices or delicate precious silks.

Salviati archives thus shed light on crucial yet little known aspects of commission trading, relating to the establishment and maintenance of merchant networks over time and space. While examination of the network of correspondents revealed the Salviati's preference for compatriots, this apparent "closeness" was related to the privileged position of Florentines in international trade as much as it reflected socio-cul-

27 Douglas C. North, *Institutions*, in: *Journal of Economics Perspectives* 5/1 (1991), p. 97–112; Paolo Prodi, *Settimo non rubare: furto e mercato nella storia dell'Occidente*, Bologna 2009; Sheilagh C. Ogilvie, *Institutions and European Trade, Merchant guilds, 1000–1800*, Cambridge/New York/Melbourne 2011; Antonella Astorri, *Notte sulla Mercanzia fiorentina sotto Lorenzo dei Medici: Aspetti istituzionali e politici*, in: *Archivio Storico Italiano* 150 (1992), p. 965–93; Francesco Galgano, *Lex mercatoria: storia del diritto commerciale*, Bologna 1993.

28 Philip D. Curtin, *Cross-cultural trade in world history*, Cambridge/New York 1984; Daniel B. Klein (ed.), *Reputation: Studies on the Voluntary Elicitation of Good Conduct*, Ann Arbor 1997. The works of the economist Avner Greif contributed to bring together these two schools of thought through a redefinition of the concept of institutions, which included not only governmental constraints, but also social factors that determine patterns of behaviour (Avner Greif, *Institutions and the Path to the Modern Economy: Lessons from Medieval Trade*, New York 2006).

tural conditioning. Far from restricting the functional capacities of the bank, the Florentine predominance of the network was combined with a dynamic and varied commercial and banking activity, facilitated by the polyvalence of Florentine firms, specialised in exchange in Antwerp (Corbinelli), the trade of sugar and precious metals in Spain (Botti), royal finances in Paris (Del Bene), etc. Direct and indirect collaboration with non-Florentines yet remained unavoidable. The Affaitadi and the Welzer, were privileged commercial partners, and the Salviati also relied on Spanish and French merchants when venturing into their territories.

With correspondents abroad, including the branches of their own firm, the Salviati concluded flexible deals adapted to geographic distance and markets' fluctuations – whose execution was nonetheless strictly monitored. Although they occupied a key position in the circuits of information, the Salviati, like other businessmen, indeed had to contend with rapid swings of offer and demand and difficulties of adjustment. For instance, they experienced difficulties marketing Portuguese spices in Lyon for Burgalese merchants accustomed to the stable conditions of the Antwerp market, their main centre of distribution, where the spice trade was managed by a monopoly. The Burgalese merchants would expect to receive Antwerp prices for their spices, unconcerned that Portuguese spices in Lyon had to compete with Venetian spices, and that not only Italians, but also French merchants of Rouen were selling the former. The Salviati would try to market the pepper as quickly as possible, between successive deliveries from Brittany, but to retain their ginger until the depletion of Venetian stocks. Spanish suppliers, on the other hand, would pressure the Salviati to incompatible sales strategies on the basis of commercial expectations derived from the Antwerp market. Consequently, spices often ended up being sold at discount in periods of market saturation.

The practice of early modern businessmen thus invites to question not only the neo-classical perspective, which studies the firms' economic performance in the abstract context of a universally available information, but also the theories of the new institutional economics, which emphasise that information has a cost without considering its

conditions of production. In practice, last-minute compromises were often adopted thanks to the system of “free commission” (*commissione libera*) which could create conflicts but also enabled the smooth functioning of business. Principals usually gave scales of prices to their agents, simply asking them to perform “the best possible deal”. The most profitable business was the result of collaboration between an experienced agent and a principal willing to give him some autonomy. Different strategies were put to use to consolidate business relations and overcome moral hazard. They went from amicable procedures such as the circulation of individuals between firms, the sharing of social capital or the offer of free services, to juridical processes such as the *del credere* clause (a guarantee given to principals that commissioners would ensure the payment of bills acquired or sold for them in exchange of a 0.1% increase in the commission fee).

However, on the whole, it appeared that the main criteria of one firm’s positioning in a given network was its social status, political power and financial capacities, embodied in the word “credit” – the quality each businessman looked for when developing his business through agents. Between actors of equal importance, the interchangeability of the principal-agent positions reduced possibilities of fraud. Otherwise, balances of power were exploited. While assuring the powerful Welser that they “valued friendship more than money” when offering them compensation following bad economic results, the Salviati did not hesitate to tell dubious Castilian merchants that they should start looking for better deals elsewhere if they were not satisfied with the Salviati’s services and did not hold the Salviati “in the same consideration as did all the lords of the world”²⁹. The power position of stakeholders also determined their resort to justice. The Salviati were particularly well placed in this respect, since Florentines in Lyon hold justice. The only trials in which the Salviati took part during the 1540s were initiated by them – whether to recover seized goods or to compel insolvent clients or reluctant insurers to pay. The Salviati’s influence extended even to royal justice. In 1546, the French merchants of the Atlantic coast complained to the king about Por-

29 Archivio Salviati, I, 579, f. 31.

tuguese spices being directed by Italian businessmen to Lyon. The French wanted to restrict the entry of spices into France, overland through Amiens and overseas through Rouen. The Salviati, “through friends”, blocked ratification of this amendment, doing the Italian merchant community of Lyon a great favour. Influence in the corridors of power was also crucial in other countries. Averardo Salviati did not hesitate to contact the duke of Florence, Cosimo I, when Spanish admirals confiscated some of his cargos. The *Rota* of Barcelona ended up ruling in the Salviati’s favour against its own compatriots. When the Spanish admirals appealed, the Salviati had recourse to the powerful Pedro de Cassador, payer of Catalogna, and won yet again. The Salviati’s connections thus may have discouraged most of their clients from pressing charges. While the rhetoric of reciprocity invaded commercial correspondence, where merchants repeatedly stated that they would treat their client’s business “as their own”, commission trading yet remained a highly hierarchical business. “Trust” and cultural identities, as well as “transparency”, played little role when money was at stake.

III

The second part of this book studies the functioning of the Lyon market and its firms through both a quantitative and a qualitative approach of the Salviati’s business. This research led me to expand and sometimes to challenge the vision that previous historiography offered about the functioning of the Lyon market and strategies of the businessmen who were its main organisers. Although being Florentine – not Lucquese – the Salviati specialised in banking as early as the 1540s. While the trade of commodities constituted merely an ancillary activity of their bank, comparison with the statistics provided by French sources indicated that they were among the most important commodity merchants on the market (which is confirmed by Gascon³⁰).

30 Richard Gascon, *op. cit.*, p. 214–216.

The study of the Salviati's commodity business, even for a limited period (1544–1554), enabled an appreciation of the firm's adaptability to local economic structures and challenged the idea that the Italians' success was primarily based on their monopoly of the luxury trade. Indeed, the Salviati's experiences in both the precious silks and the spice trade revealed the difficulties inherent in this type of traffic. In a highly competitive market, privileged access to resources did not guarantee the profitability of sales, which depended on the ability of local intermediaries (brokers, resellers) and on the capacities and good will of clients. The main difficulty encountered in the silk trade concerned payments. While raw silk was sold on credit to indebted artisans of Tours, who had difficulties paying and sometimes even went bankrupt. The most expensive products were sold to members of the Court – led by the King and the Queen themselves, who sent their “argentiers” to Lyon. Always prompt in buying new products to meet their need for pomp, this high-flying clientele was less prompt in payment. While the Salviati likely entered the trade of luxurious silk fabrics to strengthen their ties with the political elite, they ended up regretting this choice and ordering their factor to avoid “princes and gentlemen” at all cost, when selling the last stocks before closure of their silk company. Difficulties in obtaining payment also brought into play the Salviati's relation with their correspondents in Paris. Parisian merchants – their most important clientele after the Court – bought semi-precious and simple silk fabrics. Since these products were sold on credit and the Salviati wished to hold assets in the French capital, they usually asked their correspondents in Paris, mostly the Del Bene and the Capponi & Rinuccini, to cash the revenues of sales made in Lyon. Letters sent to these Parisian banks indicate that the Salviati suspected them of sometimes holding their assets. In the spice trade, the main obstacles, as aforesaid, were related to misunderstandings between Spanish providers and their agents in Lyon. Difficulties encountered in the trade of luxury products explained the specialisation of the Salviati in a field which was supposedly the domain of French merchants: sales in bulk of low added value products, domestic skins and furs, which the Salviati carried out on behalf of Pistoian providers, and which represented 36 % of the Salviati's sales between 1544 and 1554 – against 23 % for spices and 22 % for silk.

On the whole, the prosperity of the Salviati's commodity trade relied on the Salviati's capacity to detect and seize a series of opportunities for commercial ventures. Temporary associations with a Lucquese family settled in Florence to penetrate the precious silks trade; with Spanish businessmen to divert part of the Atlantic trade of Portuguese spices and import high quality raw silk from Almería; and with Pistoians merchants to import skins and furs, constituted the three pillars of the Salviati's merchandise trade. Difficulties encountered in anyone of these fields were overcome by the punctual reorientation of the activity towards one or the two others, and by frequent import of North European products (mainly, Flemish and British cloth) and export of French products (wool, leather, pastel, oil and grain). New products were regularly appearing in the Salviati's shop, depending on the offer and specific demands.

This constant diversification relied on the extent of the Salviati's banking networks. Indeed, Italian and Spanish providers were primarily exchange partners – before becoming merchandise providers. Such logic of commercial development counters the theory according to which exchange was driven by commerce, and not the other way around. In fact, even if exchange transactions were often necessitated by commodity trade, this trade would have been considerably different without an exchange system to support it. Significantly, when the British government sought to impose a regulation of the exchange system in 1576, the representatives of Italian businessmen declared that any obstacle to the free functioning of the exchange would cause a collapse of the merchandise trade³¹. Exchange stimulated commerce no less than commerce stimulated exchange.

In all sectors of trade, interactions between Italians and the local and “national” mercantile sphere took different forms, from the simple customer relationships to real partnerships (between, for example, the Salviati and the Albertas of Marseille). These contacts attested the

31 The Italian Merchants explain the foreign exchanges to Sir Thomas Gresham and other royal commissioners [Ms. of Lord Calthorpe, Vol xx, f. 28]. Quoted in: Alfred E. Bland, Philip A. Brown and Richard H. Tawney, *English economic history: select documents*, London 1914, p. 420–424.

importance of Lyons' relations with its hinterland as well as the Italians' will to ensure the durability of their presence in Lyon. What we know of the Bonvisi, who were one of the oldest and most powerful Italian houses in Lyon, and what we learned about them through Salviati archives, shows that they resorted to similar strategies. Observed from the inside of the firms that were its main organisers, Lyon's commercial prosperity seemed less grounded on an Italian omnipotence and a strict division of labour between Italian businessmen and local merchants, than on the system of commission trading and on the deep interdependency of economic operators, whose interests converged to serve the efficient functioning of the market.

The analysis then focuses on the Salviati's banking and speculative activities. Deposit banking has been the object of a separate study.³² This book focuses on the market for government loans and the exchange market and devotes special attention to the question of financial innovation and the supposed technical gaps between economic operators through time and space. Even more than in the field of commodities, in this field firms' archives enable going beyond the traditional vision based on local sources, in which banking flows appear only peripherally and outside of their context.

The Salviati occupied a leading position in royal finances.³³ The study of their activity in this field between 1543 and 1553 revealed the origin of funds lent by Italian banks as well as their and their clients' strategies – which determined the financial capacities of the government and its prospects of victory in war. Italian banks of Lyon, which owed to the King the creation of the four annual free fairs and relied on him for the defence of their privileges, mobilised international credit to fuel the Treasury. As credit intermediaries, they made profits on each contract, independently of reimbursement. Like the Genoese bankers of

32 Nadia Matrigne, *The fair deposit in the early modern period. Credit reallocation and trade finance*, *Annales. Histoire, Sciences Sociales*, 2017/2.

33 For a numbered estimation of the Salviati's contribution to royal finances in these years, which, in view of the uncertain nature of previous global estimations, can only be approximate, see *La Banque en Renaissance* chapter 5, p. 219–222.

Philip II³⁴, the Florentines in Lyon developed a strategy of risk sharing that protected them and their clients against defaults. Risk sharing occurred both horizontally, between Lyon banks that granted loans in common, and vertically, with each of these banks investing the funds of multiple clients. Contrary to what may be expected, the Salviati did primarily not turn to their rich industrial home city for the capital needed by the monarch, but towards émigré Jewish bankers in Venice and in Tuscany (chased out from Portugal under Joao III). Since this social group was under constant threat from local religious and temporal authorities, they needed to conceal their assets and sought powerful supports among foreign sovereigns. The most important of these lenders was the famous businesswoman, Beatriz Mendes.³⁵ Investors in royal finances through the Salviati bank also included German and Papal financiers, who strategically diversified their support in the context of constant wars between the principal European powers. As a supply market of capital, Florence's share represented only 3 % of the total amount of loans by the Salviati bank.

Unlike what has often been assumed³⁶, money lent to the monarch did not come from the clients' deposits. Usually remunerated between 2 % to 3 % from one fair to the next, the deposits' reinvestment in finances would have offered promising opportunities of profit for bankers, who lent to the King at 4 % per fair on average. Banks working on commission, however, could not dispose of their clients' deposits as they pleased. The Salviati's correspondence shows that they were bound to follow their client's instructions of transactions. Any reinvestment of the clients' deposits on the market for government loans constituted a form of discretion that the Salviati practiced only on a very small scale. Deposit, in fact, had a complementary function vis-à-

34 Mauricio Drelichman and Hans-Joachim Voth, *Lending to the Borrower from Hell: debt, taxes and default in the age of Philip II*, Princeton 2014.

35 On this powerful woman and her life of exile and insecurities, see Cecil Roth, *Doña Gracia Nasi*, Paris 21990.

36 Roger Doucet, *op. cit.*, p. 502; Richard Gascon, *op. cit.*, p. 254; Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 24; Heinrich Lang, *Networks and merchant diasporas: Florentine bankers in Lyon and Antwerp in the sixteenth century*, in: Andrea Caracausi and Christof Jeggle (eds.), *Commercial networks and European cities, 1400–1800*, London 2014, p. 119.

vis royal finances: in case of market congestion for government loans, it was understood that the Salviati would temporarily invest their client's assets on the deposit market. The market for government loans had its own investors and was never an extension of the deposit market – as attested by the lists of rates quotations in Lyon, where the deposit rate and the rate for government loans appeared separately. Italian banks did not lend their own money to the king, but that did not mean they lent their depositor's money: funds were invested in government loans only on the explicit request of clients.

The concomittant growth of the royal debt and of the lenders' distrust progressively transformed the market for loans. The number of bankers and lenders grew on each contract, even when the sums involved remained the same, and royal bonds became transferable and negotiable. The augmentation of bonds' transfers and discount prefigured the constitution of a real secondary market in the following years. The process of debt's perpetuation and its *de facto* transmission from Francis I to Henry II signalled the emergence of a "public debt", disconnected from the monarch's person. Despite the profit opportunities they offered, financial operations remained risky for credit intermediaries, who could lose their clients when offering them unprofitable investments. The Salviati never specialised in this field, preferring deposit and exchange. Their involvement in royal finances seemed related to the need for maintaining access to the political power, in order to preserve their economic interests in Lyon – which were constantly under threat by local authorities and merchants. Averardo Salviati or Leonardo Spina never sought naturalisation or an office as a result for their financial support. The king and the bankers maintained a relation of deep interdependency. In the following decades, this relation endured numerous assaults, arising mostly from protectionism. The nexus between banking and finance, however, remained indissoluble, and the little attention devoted to banks in the historiography of the *Grand Siècle*, dominated by the figure of the French "financier", does not seem justified.

The study of exchange, the Salviati bank's field of predilection, enabled me to reconstruct clearing mechanisms that previously had only

been evoked, and to offer new perspectives on the position of Lyon in the European exchange system. It also led to nuance the traditional spatio-temporal divisions between the technical levels of various economic operators.

The Salviati's exchange business showed how correspondents located abroad used their connections in Lyon to profitably transfer credit and conduct a banking business abroad. In this period of relative political respite, fund transfers related to the financing of wars were not apparent. The analysis thus focused on the transfers necessitated by the commodity trade, the management of the Church's revenues, and banking in Italy. It revealed, in the first place, how processes of adjustment of trade balances were performed in Lyon, such as the offsetting of the Antwerp and London debt vis-à-vis Lyon (imports of pastel, hessians from Brittany and Normandy, wine, oil, and silks) with the Lyon debt vis-à-vis Italian cities (primarily, import of silks and spices), or the relay function of Lyon in the returns of the Norman and Breton trade in Spain. Such examples were typical of the exchange business of Italian firms in Lyon, as they appeared repeatedly in their archives (not only Salviati archives but also Martelli and Capponi archives). All of them revealed the complementarity, but also the geographical dissociation, between merchandise and exchange flows, the integration of markets at different levels (international, national) and the constant articulation of "forced exchange", required to make payments, and "exchange by art" – that is, speculative exchange. Indeed, businessmen located abroad sent credit to Lyon to make payments elsewhere because these operations proved more profitable than direct transfers, thanks to differences in exchange rates. Lyon also played an important role in the repatriation of the Church's revenues from Spain, and also enabled a banking business to be carried out in Florence, due to the use of the bill of exchange as a credit instrument.³⁷ The international and sometimes French demand for fund transfers was the main source of revenue of Italian banks in Lyon, whose archives prove that they became increasingly involved in commission trading in the 16th

37 Raymond de Roover, *L'Évolution de la lettre de change*, Paris 1953, p. 50–55.

century. Yet it did not mean that Lyon occupied a central or controlling position in the European exchange system or was indispensable for this system to work, as was suggested by a study of the Salviati's proprietary exchange business.

According to the work of reference of Marie-Thérèse Boyer-Xambeu, Ghislain Deleplace and Lucien Gillard, Lyons' centrality came from its function of relay on the North-South axis that connected the Low Countries with Italy, and on the East-West axis connecting the latter to the Iberian Peninsula³⁸. The structure of the Lyon exchange would also have explained its primacy in Europe: the resort to a single unified money of account³⁹ simplified the clearing process, the official and simultaneous fixation of exchange rates on all foreign markets guaranteed transparency of transactions, and indirect quotation⁴⁰ on all other markets facilitated speculation.⁴¹ In this system, quotations on foreign markets would have been automatic reactions to news sent from Lyon after establishment of the *conto* (official list of exchange rates). This convenient organisation would have ensured the "systematic enrichment"⁴² of Italian bankers. The analysis of the Salviati's proprietary exchange business did not confirm these views. This business mostly consisted in, on the one hand, bilateral exchange and re-change operations between Lyon and foreign markets, and on the other, triangular arbitrages between Lyon, North European markets (Antwerp and London) and Italy (primarily, Venice) or Spain (Castilian fairs), and between Lyon, Italy and Spain. These operations show that the relay function was not specific to Lyon, but could as well be performed by Antwerp in the relations between Lyon and Castile, or by the latter in the relations between Lyon and Antwerp. In these

38 Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 173.

39 The *écu de marc* created in 1533 by the Florentine merchants of Lyon, defined as a constant amount of cents (45 sous tournois) unaltered by the monetary manipulations of the current money, the sun crown. (Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 275).

40 Lyon gave the "certain" (indirect quote, in modern terminology) to all marketplaces, that is to say, the exchange was quoted in an "uncertain" or variable amount of foreign currency (direct quote) per unit of Lyons' currency.

41 Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 176.

42 Marie-Thérèse Boyer-Xambeu et alii, *op. cit.*, p. 179.

operations, Castile and Antwerp were no more “secondary fairs” than Lyon was a “central fair”. Secondly, the mode of quotations in different financial centres (direct/indirect quotation) did not always guarantee the profitability of exchange operations, which also depended on economic mechanisms external to a given market, such as the unexpected swings of foreign financial markets or the power relations between economic operators. Civil war in Naples or unexpected delays in the arrival of American fleets laden with precious metals, for instance, impacted respectively positively and negatively on the Salviati’s arbitrages, independently of their previsions. Furthermore, the Salviati sometimes felt obligated to perform unprofitable or even detrimental arbitrages to suit the correspondents or clients whom they valued most. Thus, while acting as principals, the Salviati could actually behave as agents. Undoubtedly, the stability of the *écu de marc*, the fact that Lyon gave the “certain” to all other cities and occupied a central geographical position in European trade, did encourage the Lyons’ banks financial activity. The dynamics of exchange, however, were by nature interactive, and could never be understood from a hierarchical perspective. In this complex system of multilateral exchanges, the positions of financial centres were interchangeable, and the relations that connected them were more of a complementary than a hierarchical nature. Lyon appeared as a convenient stop-over for arbitragists rather than “the head of the exchange”, dictating trends on foreign markets.

The Salviati archives also document the history of banking practices. In particular, they shed light on the issue of the diffusion and evolution of payment and credit instruments in Europe. This book thus shows how different instruments were used by various groups of stakeholders according to the context and nature of operations. Italian bankers did not hesitate to use “primitive” techniques to make payments whenever necessary. They transferred species when exchange seemed disadvantageous. Similarly, when the cities where they sent merchandise were not exchange centres, such as Alexandria, or when exchange was not broadly diffused among the merchant groups with whom they traded (such as the Flemish), the Italians resorted to barter. Secondly, it seemed logical that merchandise such as raw silk, usually

bought by French artisans on credit at five fairs (15 months), would be paid through obligations rather than bills of exchange – the maximal “usance” or maturity of which was 6 months. The familiarity of French merchants with the bill of exchange yet remained undeniable, and led them to collaborate frequently with Italians, especially to operate funds transfer on cities like Paris, where Italian networks were not as developed as in Lyon or Rouen. Far from being mere “factors”⁴³ of Italian businessmen, the French imposed themselves as indispensable intermediaries.

This book also invites us to reconsider the notion of technical innovation and its relation to various merchant communities. Genoese exchange in Besançon is demonstrated to be in no way more sophisticated than Florentine exchange in Lyon, the *ricorsa*⁴⁴ being common practice on the Lyon fairs in support of local banking in Florence, Venice and Rome – where deposit rates sometimes appeared less attractive. The theory of the “immaterial” era of Genoese exchange is not supported by analysis of exchange transactions in relation to the commercial dynamics that underlay them and the speculative opportunities they create. Indeed, while the impressive volume and already quite immaterial and speculative nature of the Salviati’s exchange business was striking, this orientation did not prevent the very frequent combination of forced and speculative exchange. This constant overlap of the two sides of exchange contradicts the idea of a progressive disconnection of exchange from commodity trade. There were always two sides to any exchange transaction, thus, even when one party used exchange to grant a loan, the other could use it to make payments.

The Italians’ sophistication in the field of exchange and accounting techniques did not prevent them from getting acquainted with

43 The expression was used by Jean-François Bergier in its book on the Geneva fairs, where the Italians illustrated themselves in the same fields as in Lyon – although their activity was less oriented towards finance (Jean-François Bergier, *Les foires de Genève et l'économie internationale de la Renaissance*, Paris 1963, p. 260). R. Gascon largely took over Bergier’s view in his description of the division of labour between French merchants and Italian businessmen in Lyon.

44 Long term lending through continuous exchange and re-change operations. For the particulars, see Giulio’s Mandich reference work, *Le pacte de ricorso et le marché italien des changes au XVII^e siècle, avant-propos de Gino Luzzatto*, Paris 1953.

financial techniques mostly used in Northern Europe, such as assignment, which they used regularly for their business in the Atlantic space (Spain, North-Western France) and more occasionally in the Mediterranean. As for discount, it was already practiced on the Lyon fairs – where it concerned royal bonds and obligations – when it was not yet widespread in the Low Countries and cannot be considered a Flemish 17th century innovation. It seems that the level of diffusion of these techniques was less related to specific merchant cultures than to the functioning of markets and their banking organisation. In Lyon, the concentration of payments in a limited time period during the four annual Payments made assignment unnecessary. Debt transfers between local and international businessmen mostly took the form of book entries. In this context, deposit, whose initial aim was to tax unsettled account at the end of each fair, assumed the function of discount: it enabled merchants to buy bills on foreign markets without provision, and to anticipate payment of those drawn in their favour at the next fair.⁴⁵ In Antwerp, a city of *cambio aperto*, where exchange was practiced all year, most likely Italians would not hesitate to resort to assignment – as suggested by the existence of a “book of assignments” in the Antwerp branch of the Salviati firm.

IV

Going beyond the traditional approach of the Lyon market through firm archives thus helped shed new light on the organisation of its firms and on its position in international trade. These findings also led me to formulate new hypotheses concerning the evolution of the European exchange system and of banking practices in Europe.

If there is any validity to the Italian model of enterprise, this book suggests that, above all, it was characterised by its flexibility. Commercial strategies were the product of a subtle equilibrium between “national” traditions and local opportunities, made possible by commission trading. The commission system enabled Italian firms to respond to the intense and fluctuating demand of the great European commercial centres, and to seize any opportunity as it occurred.

45 Nadia Matringe, *Credit reallocation and trade finance... op. cit.*

Salviati archives thus document a crucial moment in the financial history of Europe, which sees the constitution of societies specialised in services that spread throughout Northern Europe in the following centuries. This development was the consequence of and response to the growth of 16th century international trade and financial markets, the outstanding feature of which was the development of great exchange fairs (Lyon, Bisenzone, Castile, Francfort, etc.) with international clearing and banking functions. Banks specialised in commission trading exploited these new opportunities to establish a business model that has prevailed in the banking sector to this day.

However, neither the Sombartian notion of frantic quest for profits, nor the theory of the “systematic enrichment” of merchant-bankers can adequately account for the action of businessmen as revealed by their own archives. The occurrence of proper commercial ventures, such as the silk company or the trade of Portuguese spices, as well as the general strategy of prioritising exchange over merchandise, reveal an awareness of the nature and level of the profitability of different sectors, yet these notions were not transcribed, evaluated and measured through accounting. Furthermore, as attested by the structure of their accounting system and by their banking operations, the Salviati focused more on maintaining their network of correspondents than on immediate financial gains. Their interdependence with political and economic powers and their reliance on pre-existing economic structures made them, above all, attentive to the long-term profitability of their social capital and the durability of their undertakings. Their conception of profit integrated its social dimensions. Its quest was not the result of a disincarnate calculating logic based on accounting numbers, but a complex evaluation taking multiple quantitative, qualitative and temporal factors into account. The construction of stable business relations was a form of investment that necessitated sacrifices. The “trust” so generated was not altruistic. It was a form of organisation, the purpose of which was the prevention of risk and the enhancement of social capital. Today’s banks still adopt similar strategies grounded in

the personalisation of business relations with clients.⁴⁶ The existence of a long-term vision was also manifest in arbitrages. The Salviati sometimes explicitly accepted to a certain level of losses in one segment of an arbitrage (as attested by their business letters), anticipating that they could offset it in the next one. Thus, “collateral damages” related to social obligations or economic circumstances were accepted in order to ensure the overall long-term profitability of a business.

From a historical perspective, the practices and economic mechanisms analysed in this book call the thesis of Lyon’s late 16th century “decline” into question, as well as the dominant theory on the evolution of banking practices in early modern Europe. The constant interpenetration of big business and the local economy revealed the adaptability of Italian firms. In the 1550s, when the first signs of a “merchandise crisis” were already visible according to Gascon, Salviati books, on the contrary, attest the good health of this sector and the capacity of the Italian firms to reconfigure their activity according to changes in their own network or in economic trends. The question then arises whether this flexibility, related to commission trading, could have ensured the persistence of the Italians’ presence in Lyon, despite the religious and economic turmoil of the 16th century’s last decades. The privileged relations that the Salviati kept with previous employees after their departure from a market (for example, with Tomaso Corbinelli in Antwerp) illustrates that the closing of a company was not equivalent to a retreat from the market. In other words, Italian banks deserting Lyon at the end of the 16th century could have kept agents and continued their business there, thanks to the system of commission trading. In this perspective, the apparent “retreat” of these banks is not necessarily an indicator of crisis. The Salviati and Bonvisi’s attempts to integrate the kingdom’s internal economy confirmed their will to ensure a durable presence in French territory. In the first half of the century, both were already selling textiles directly bought from French merchants. It is unlikely that the same practice in the second half of the 16th century

46 Michel Ferrary, *Confiance et accumulation de capital social dans la régulation des activités de crédit*, *Revue française de sociologie* 40/3 (1999), p. 559–586.

constituted an “encroachment” in a field reserved to French merchants – interpreted by Gascon as another symptom of the Lyon’s crisis.

This book finally calls into question the role generally attributed to Flemish merchants as promoters of financial innovation in the early modern age. In Lyon, debt transfers and the negotiations of commercial bonds took place in a context of close relations between long term commercial partners – albeit of different origins. Although the first examples of endorsement come from Italy, it was in Antwerp that a real endorsement market developed for the first time. Did it mean that Flemish merchants were less reluctant than Italians to do business with strangers? This question appears all the more important since the theme of the growing anonymization of business relations and the birth of “impersonal” markets is usually associated with the rise of the United Provinces, promoters of a new mercantile ethic of competitive democracy. Questioning the Flemish “advance” in the field of financial techniques invites us to reconsider the role of innovation in the North European economic growth. Judging by the history of the diffusion of endorsement and discount, which appeared sporadically in the South of Europe several centuries before they became widespread in the North West, it seems that financial innovation, just as scientific innovation, was often born out of context, in a space-time where it was not perceived as indispensable, before being drawn somewhere else – in this case, in Antwerp and then Amsterdam – where it was exploited on a broader scale and sophisticated. Unlike the image often projected by historiography, financial innovation was not the product of central marketplaces and key moments in European history: it always came from elsewhere and always had a head start; it followed and prolonged economic growth, rather than initiated it.

Nadia Matringe
London School of Economics and Political Science



Beiträge zur Geschichte und Kultur Westeuropas, Band 1

Breitruck, Julia:

Ein Flügelschlag in der Pariser Aufklärung

Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Menschen und ihren Vögeln

ISBN 978-3-95925-065-8 (gedruckt),

<https://doi.org/10.5282/ubm/epub.40553>

buchhandel.de (22,90 EUR)

Breitruck, Julia (2021)

Inhalt

Auf breiter Quellengrundlage und aus einer Vielzahl von Perspektiven heraus erzählt Julia Breitruck die gemeinsame Geschichte von Menschen und ihren als Haustieren gehaltenen Vögeln im Paris des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Autorin rekonstruiert den Markt für Singvögel, analysiert die gelehrten Diskurse zum Umgang mit Vögeln und diskutiert die kulturellen Praktiken von Vogelhaltung und Vogeldressur. Das Leben mit den Stubenvögeln, so wird durch eine Vielzahl neuer, oft überraschender Einsichten sehr anschaulich deutlich, war Teil und Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungsdynamiken. Es beeinflusste die Ausdifferenzierung von privaten und öffentlichen Räumen, die Vorstellungen von Natur, Kultur und Kultivierung und eröffnete neue Spielräume hinsichtlich der Gestaltung der Geschlechterrollen; die Vogelhaltung städtischer Eliten stand nicht zuletzt in einer engen Beziehung zur Entwicklung der Aufklärung. Eindrucksvoll zeigt die Studie das noch immer weitgehend ungenutzte Potential der Human-Animal-Studies auch für große klassische Themen der Geschichte.

Der zweite Band der Schriftenreihe Geschichte und Kultur Westeuropas hat einen Schwerpunkt im Bereich der Frühen Neuzeit. Themen der Aufsätze sind Heinrich von Valois als Kandidat für den polnischen Thron (Kilian Harrer), Christian Louis von Mecklenburg in Frankreich (Torsten Fried), Gesellschaftsbilder im Hafengemälde (Theresa Sepp), Texte über die Neue in der Alten Welt (Julian zur Lage). Hinzu kommt eine Übersetzung des Gedichtes, das die folgenreiche *Querelle des Anciens et des Modernes*, den Streit der *Antikenverehrer* und der *Modernen* anstieß (Cordula Bauer), und eine Zusammenfassung einer Studie zur Bankengeschichte Italiens und Frankreichs in der Renaissance (Nadia Matringe).



BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE UND KULTUR WESTEUROPAS, 2

Herausgegeben von Mark Hengerer und Daniel Mollenhauer

22,90 €

ISBN 978-3-95925-065-8

